



Lutherdenkmal in Reichenbach (Eule)

Festschrift

zum 50jährigen Bestehen
des Evangelischen Bundes
in Schlesien

GK 223



Breslau 1937

Schlesischer Hauptverein des Evangelischen Bundes E. V. in Breslau

Den Bildstock zur Abbildung der Kirche zu St. Bernhardin in Breslau entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages dem Buche „Im Hause des Herrn“ Gottesdienst und Gotteshaus im evangelischen Breslau, herausgegeben von Pastor Lic. Sommer (Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau)

Dorwort

Mit der vorliegenden Schrift grüßt der Schlesische Hauptverein des Evangelischen Bundes seine Freunde in Stadt und Land anläßlich der Feier seines 50jährigen Bestehens. Neben den Vorträgen, die in den Jubeltagen vom 22. bis 24. Mai d. J. in Breslau gehalten werden, sollen diese Aufsätze und Berichte einen Einblick verschaffen helfen in Anliegen des Evangelischen Bundes und den Willen des Schlesischen Hauptvereins, denselben gerecht zu werden. Außer der grundsätzlichen Stellungnahme des Bischofs von Breslau, D. J ä n k e r, des Vorsitzenden des Schlesischen Hauptvereins, will die Aufzeigung der architektonischen Ausdrucksformen in unseren schlesischen Kirchen von Prof. Dr. S c h o e n a i c h und die Darstellung der Lutherdenkmäler in Schlesien durch Kirchenrat i. R. M ü l l e r ein Bild vom Ringen um die Gestaltung des Luthererbes in Schlesien bringen, während die Berichte von Dr. Ludwig, Superintendent Bornkamm und den Pfarrern unserer auslandsdeutschen Pfleglingsgemeinden sichtbar machen wollen, wie wir in der Gegenwart besonders gerufen werden, aufbrechendem evangelischen Leben in Österreich und Deutsch-Böhmen unsere Liebe zuzuwenden.

Eine zweite Festschrift, die am Jubiläumstage erscheinen soll, hat uns Superintendent i. R. S c h u l t z e geschenkt, indem er die Geschichte des Evangelischen Bundes in Schlesien während der vergangenen 50 Jahre geschrieben hat. Nach mannigfachen Vorarbeiten zwecks Förderung der Arbeit des bereits im Jahre 1886 in Erfurt durch Professor D. Beyschlag gegründeten Gesamtbundes darf die durch Professor D. Hoffmann am 24. Mai 1887 in der Sakristei der Kirche zu St. Bernhardin in Breslau abgehaltene diesbezügliche Besprechung zusammen mit der am 13. Juni desselben Jahres im damaligen Hotel „König von Ungarn“, Bischofstraße Nr. 13, erfolgten konstituierenden Versammlung als der Anfang des Schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes angesehen werden. Pktenmäßig begründet und durch persönliche Beziehungen des Verfassers zu den Männern und Ereignissen der Geschichte lichtvoll gestaltet, wird diese Schrift zu einem Ehrenmal für Professor D. Hoffmann und jene Persönlichkeiten, die in großer Verantwortung und hingebender Liebe dem Evangelischen Bunde an führender Stelle gedient haben.

Möchten beide Festschriften erkennen lassen, wie auch der Schlesische Hauptverein des Evangelischen Bundes mit seinen besonderen geschichtlich gewordenen Gaben und Zielen unserer Kirche treu zur Seite steht und seine Arbeit in heißer Liebe zu unserem Volk tut.

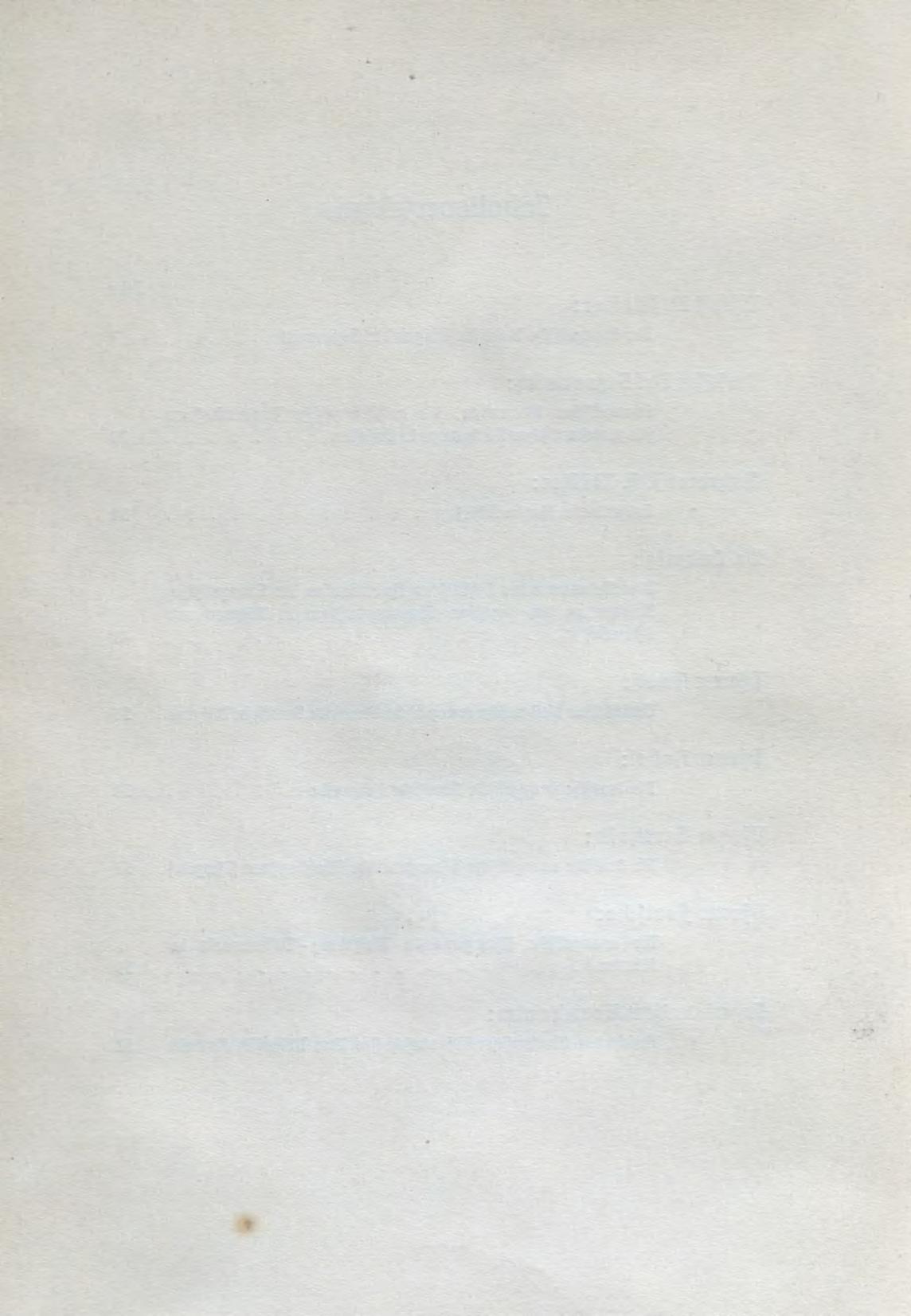
Breslau, Himmelfahrt 1937.

W a s c h i p k i, Pfarrer,

Geschäftsführer des Schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Bischof D. Jänker:	
Der Evangelische Bund im Ringen der Gegenwart	7
Professor Dr. Schoenaich:	
Evangelischer Kirchenbau, die architektonische Ausdrucksform für protestantisches Kirchentum in Schlesien	20
Kirchenrat J. H. Müller:	
Lutherdenkmäler in Schlesien	34
Dr. Ludwig:	
Das Liebeswerk des Schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes an den deutschen Glaubensbrüdern in Böhmen und Österreich	41
Pfarrer Hautz:	
Bericht über die deutsche evangelische Gemeinde Grulich in Böhmen	51
Pfarrer Hodel:	
Die deutsche evangelische Gemeinde Hohenelbe	54
Pfarrer Berthold:	
Die deutsche evangelische Pfarrgemeinde Morchenstern (Jsergeb.)	57
Pfarrer Foelsche:	
Die evangelische Pfarrgemeinde Wolfsberg - Völkermarkt in Kärnten	59
Superintendent Bornkamm:	
Bericht des Oberlausitzer Hilfsausschusses über Böhmisches Kamnitz	62



Der Evangelische Bund im Ringen der Gegenwart

Von Bischof D. Jänker

I.

Unser Volk und wir alle mit ihm stehen in dem zweiten Vierjahresplan unseres Führers. Seit dem Jahre 1933 erleben wir mit angehaltenem Atem die totale Überprüfung unseres gesamten völkischen Daseins. Kein Lebensgebiet, kein Gebiet der Kultur, des Wissens, des Handwerks, der Produktion, der Technik, des Handels liegt außerhalb des Adlers, der bis in seine Tiefen von der Pflugchar durchgraben wird, die eine Umgestaltung unserer gesamten Lebensbedingungen zum Ziel hat. Total und radikal wird das Einzelleben, das Leben der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Volksgemeinschaft aufgerüttelt und eine Erneuerung versucht.

Es war fast selbstverständlich, daß auch die Kirche, ja, daß alle einzelnen Landeskirchen sich auf sich selbst besannen mit der Frage, die zur Lebensfrage wurde: Was ist im Gefüge der Kirche veraltet, vermodert und nicht mehr lebensfähig? Im neugewordenen Staat kann eine altgewordene Kirche auf die Dauer nicht bestehen. Und wie der Kirche, so ergeht es allen Lebensbeziehungen und Verhältnissen in ihr, so ergeht es auch dem Evangelischen Bund, der immer klarer sich als ein Glied, als ein Teil der Kirche empfindet und weiß. Wo wir im Evangelischen Bunde zusammenkommen, um uns zu rüsten für den weiteren Weg und Kampf, kann es nicht anders geschehen als mit der Frage: Welche Pflicht legt die neue Zeit, der neue Staat uns als kirchlicher Gemeinschaft und Gefolgschaft auf? Wie können wir der Kirche helfen, im Dritten Reich ihre hohe Aufgabe ganz zu erfüllen und, wenn Gott es gibt, in noch stärkerem, sichtbareren, wirksamerem Maße ganz Kirche zu werden, als es bisher der Fall war?

Ganz falsch wäre das Entweder-Oder, das von vielen in unserm Volk als das Entscheidende aufgestellt wird: Entweder Glaube an das Volk oder christlicher Glaube; entweder Volk oder Kirche. Keine Zeit hat solch eine einfache Formel jemals geduldet oder zur Entscheidung gebracht. Eine so einfache Fragestellung ist bei der Kompliziertheit der Grundfrage nur gefährlich. Aber eins ist klar, dieses Entweder-Oder offenbart uns die unendliche Spannung, in die wir hineingestellt sind. Wir lieben unser Volk aus tiefster Seele, und unsere ganze Seele lebt von dem, was unsere Kirche, was unser Christenglaube uns bietet.

Aber auch das andere Entweder-Oder, mit dem man der Größe der Spannung schon ein wenig näher auf den Leib zu rücken meint, genügt nicht zur

Klarstellung der Frage und zum Finden einer Antwort. Wir denken an das Entweder-Oder: Idealismus oder Christentum. Ganz gewiß werden mit diesen beiden Begriffen Werte erfaßt und viele Werte gegensätzlich voneinander geschieden. Es ist etwas daran, wenn man behauptet, der Idealismus sei der ärgste Feind wahren Christenglaubens. Denn Idealismus bedeutet im letzten Grunde Leben von der Idee, Ausgestaltung der Idee aus menschlichen Gedanken und menschlichem Vermögen. Der Idealismus bleibt in der Menschensphäre und ist immer bereit und in Gefahr, das Menschliche zu übersteigern und in menschlichen Idealen Kräfte zu sehen, die, wie eine Kraft von oben, den Menschen tragen und höher führen, so hoch, daß der Mensch das eigene Ich vergöttlicht, sein Inneres den Gott seines Lebens nennt und schließlich sich selbst allein Autorität ist.

Der Christenglaube ist deutlich von allem das Gegenteil. Er lebt nicht vom Menschen, von Gedanken und Idealen, er lebt nur aus Gott, er baut sich sein Haus nicht selbst, sondern schöpft aus der Offenbarung, die Gott ihm schenkt. Er empfindet stets die eigene Ohnmacht gegenüber der göttlichen Allmacht. Darüber wird ihm das Ich immer kleiner, Gott immer größer. Autorität seines Wollens, Fühlens, Denkens ist nicht das Ich. Autorität und Maßstab ist Gott und sein ewig gültiges Wort.

Aber man braucht diese Gedanken nur ein wenig weiter zu durchdenken, dann steht man vor der Grenze auch dieses Entweder-Oder. Denn das Wesen des Idealismus ist so vielgestaltig und in den Jahrzehnten ewig wechselnd, daß es gewagt ist, es in eine Formel zu fassen. Wie viele Idealisten nähren sich im geheimen vom Gut des christlichen Glaubens und werden dadurch über den eigenen Idealismus hinausgeführt. Und wie viele vermeintlich wahre Christen müssen erst darüber belehrt werden, wieviel vom Hausrat ihrer geistigen Wohnung aus der Zeit und Herrschaft irgendeines Idealismus stammt.

Der vielfache Versuch, das Problem des Verhältnisses der Kirche zum Staat durch ein einfaches Entweder-Oder zu einer Lösung zu führen, macht erst recht deutlich, daß die evangelische Kirche seit Jahrhunderten in so friedlichem Verhältnis zum Staat gestanden hat, daß sie auf die Fragestellung des Dritten Reiches in keiner Weise gerüstet war. Daher die Verwirrung, die das Jahr 1933 unserer Kirche gebracht hat. Zweifellos liegt hier eine Versäumnis der Kirche vor. Sie hat sich in der Zeit des alten Reiches zu sicher gefühlt, als daß sie es für notwendig gehalten hätte, ihre Pfarrer und Gemeinden, aber auch das Kirchenvolk im weitesten Sinne darüber aufzuklären, was Volk und Staat und Obrigkeit, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, bedeuten, wie die Kirche, als ein Organismus für sich, sich in den Organismus des Staates einordne, ohne doch ein Teil des Staates zu werden.

Auf der anderen Seite aber ist ebenso handgreiflich deutlich, daß von denen, die sich heute mit ganzer Kraft für den

Staat des Dritten Reiches einsehen, manche mit Unrecht die Kirche als ein Hemmnis auf dem Wege zu ihrem Ziele ansehen. Wir begreifen die Schwere des heutigen Kampfes erst dann völlig, wenn wir die Kraft der Leidenschaft verstehen, mit der viele der Besten im Volk sich für die absolute Totalität des Staates einsehen. Ihnen scheint es unmöglich, daß neben der unbedingten politischen Weltanschauung eine Glaubensanschauung aufkommen dürfe, die nicht von der Politik, sondern von rein religiösen Dimensionen aus bestimmt wird. Und wer versteht es nicht, daß der, den die Freude am neuen Deutschland gepackt hat und der nun kein anderes Ziel seiner Hoffnung und seines Wollens kennt, als diesem Deutschland nach seinen Kräften zum Durchbruch zu helfen, ein geistiges Wollen von anderen als nationalen Gesichtspunkten aus um jeden Preis bekämpft? Geht es doch tatsächlich um hohe Ideale auf der einen und um hohe Ideale auf der anderen Seite. Wer nichts anderes als das Bild einer in sich erstarkten, selbstbewußten, von der Kraft einer ganzen Persönlichkeit getragenen Staatsautorität im Herzen trägt, die im Spiel der politischen Kräfte sich nur durch Macht und, wenn es sein muß, durch Gewalt durchsetzen kann, dem muß es unendlich schwer werden, sich auf eine Persönlichkeit wie Jesus Christus einzustellen, dem muß ein Wort wie: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“, dem muß die ganze Lehre des Glaubens und das Ziel des Lebens Jesu im Leiden am Kreuz ein furchtbarer Anstoß bleiben. In der Politik gilt eben nicht das Gesetz der Selbstverleugnung: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ In der Völkerpolitik gilt nicht das Gebot der Liebe: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, und: „Liebet eure Feinde!“ Die christliche Selbstaufgabe des Ich wäre auf die Politik übertragen die Selbstaufgabe des Staates.

II.

Hier lodern die Flammen auf. Hier setzt der Kampf ein, ein Kampf, der in jedem Jahrhundert einmal wiederkehrt. Es ist hier nicht der Ort, die Frage in ihrer ganzen Weite aufzurollen. Aber zweierlei muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Das eine ist ein Hinweis auf Luther. Man hat ihn den Deutschesten der Deutschen genannt und damit zum Ausdruck gebracht, wie völlig er unser Volkstum und seine Wurzeln verstanden, wie völlig er im Geist des Volkes gelebt und gedacht hat. Aber gerade für Luther löste sich unser Problem dadurch, daß er die beiden Reiche ganz klar schied, um sie in seiner Person wieder zu vereinigen. Er war mit ganzem Herzen ein Mann des Volkes, ein Untertan seiner Obrigkeit, ein Verfechter des unbedingten Staatsrechtes. Er war aber nicht minder ein ganzer Christ, der es wußte, daß wir vor Gott nichts sind. Darum konnte er im schärfsten Kampf der Geister der meist gefürchtete Gegner sein, der eine scharfe Klinge schlug, weil er Gott gegenüber in unbedingter Demut stand, seine Kleinheit, seine Ohnmacht, seine Sündigkeit bis in

das Tiefste seiner Seele empfindend, vor Gott ein Wurm, vor den Menschen ein Adler. Gerade an Luthers Beispiel kann uns deutlich werden, wie aus der Ohnmacht die Kraft, aus der demütigen Selbsthingabe starkes Menschentum wird. Er lebte mit ganzem Herzen in dem Reiche des lebendigen Christus, darum konnte er mit beiden Füßen im Reich dieser Welt, in seinem Volk stehen.

Und nun das zweite. Was würden denn diejenigen, die die Totalität des Staates gegenüber der Kirche überspannen, zu einer Kirche sagen, die ihren Ewigkeitscharakter abstreifen und sich einfach dem weltanschaulichen Denken des Volkes einordnen würde? Die Kirche hat das Recht und die heilige Pflicht, ihr Wort in die Zeit und in das Volk hinein zu sagen, so wie es ihr von Gott gegeben ist. Tut sie es nicht, so wird sie untergehen. Daß der Kirche Wort zuerst und oft ein Wort der Buße sein muß, liegt in der Natur der Sache, die sie vertritt, liegt in dem Auftrag der Christen an die Welt.

Es ist klar, daß bei solcher Lage eine Spannung zwischen Staat und Kirche, zwischen den Verfechtern einer unbedingten Staatsautorität und den Zeugen der Lebensautorität Christi bestehen muß und bleiben wird. Es wäre ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert, zu erreichen, daß der Staat gewisse hohe Ziele der Kirche als auch für ihn selbst aufbauend anerkennt und entsprechende Forderungen an die Kirche stellt, wie umgekehrt die Kirche die Stärke der Machtfülle des Staates in weitesten Grenzen anerkennt.

Zur Ehre des Evangelischen Bundes muß gesagt werden, daß er die Gefahr und das Odium nicht gescheut hat, in den fünf Jahrzehnten seines Bestehens auch das Gebiet des Politischen hin und wieder kraftvoll zu beleuchten. Ich erinnere nur an die Kasseler Thesen von 1932 über Staat und Kirche. Aber auch das muß gesagt werden, daß sein Ziel dem Staat gegenüber immer ein positives Aufbauziel gewesen ist, ein Sicheinsehen für die Ordnungen und die innere Gesundung des Volkes. Und auch das dritte verdient hervorgehoben zu werden: Das Volk hat den Bund weithin verstanden. Seine Freunde haben immer wieder empfunden, daß er eine wertvolle, unentbehrliche Brücke von der Kirche zum Staat hinüber gewesen ist, während die Gegner oft mit Grimm geäußert haben, daß der Evangelische Bund im Grunde nationale Interessen verfolge. Lassen wir die letztere Behauptung auch nur zum Teil gelten, so beweist sie doch, daß der Bund seine Doppelaufgabe wohl verstanden hat.

Die Stellung des Evangelischen Bundes gegenüber Rom hat naturgemäß in den letzten Jahren die Frage laut werden lassen, ob er nicht jetzt zurücktreten und sich auflösen könnte, da der Staat seinerseits die Auswüchse des Katholizismus

in wirksamer Weise bekämpfe. Auf diese Frage dürfen wir schon heute mit einem entschiedenen Nein antworten. Ganz abgesehen davon, daß unser Kampf im Interesse von Kirche und Volk nicht nur dem Katholizismus gilt, sondern, wie wir noch zeigen werden, auf eine viel breitere Front eingestellt ist, handelt es sich für uns überhaupt nicht um den politischen Katholizismus, sondern um die falsche Christlichkeit des religiösen Katholizismus. Gewiß hat der Bund oft an den politischen Methoden des Katholizismus die Notwendigkeit des Kampfes beweisen können. Aber worum es uns geht, das ist die reine Lehre Christi und ihre lautere Verkündigung in unserer Kirche und in unserem Volk.

Allerdings wurde der Evangelische Bund in einer Zeit gegründet, in der das Zentrum sein Haupt erhob und seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder die Politik der Kirche Roms gegen die Nation und gegen die Kirche Deutschlands ausspielte. Aber auch damals durfte die Kirche und mit ihr der Evangelische Bund die Hoffnung hegen, daß in Fragen der Politik der Staat sich aus eigener Kraft helfen werde. Auch damals lag die Gefahr des Katholizismus in erster Linie darin, daß das Zentrum dem deutschen Volk die Segnungen der Reformation rauben und in seiner Kulturpolitik den mittelalterlichen Katholizismus durch Wort und Schrift und Erziehung wieder in das Volk hineinragen wollte.

III.

In einer großen Zeitung erschien vor einiger Zeit als Leitartikel ein Aufsatz über „Begrenzung der Konfessionen in Deutschland.“ In ihm wird tiefblickenderweise das Zusammenrücken der beiden Konfessionen geschaut und begründet „in den gemeinsam zu tragenden Feindseligkeiten der antikirchlichen und antichristlichen Strömungen“. Tatsächlich ist es keine Frage, daß der Ansturm feindlicher Weltanschauungen Katholiken wie Evangelische sich auf gemeinsamen religiösen Besitz besinnen lehrt. Es ist etwas Besonderes, daß beide aus einer Wurzel stammen, daß beide die gleiche Offenbarung, das gleiche urchristliche Bekenntnis oder mit einem Wort: daß beide der eine Jesus Christus verbindet. Durch diese Verbindung wird ganz naturgemäß immer wieder die Frage laut: Ist denn nicht die Wiedervereinigung das Gegebene, Notwendige, um des gemeinsamen Kampfes willen zu Fordernde?

Richtig ist auch, daß jener Leitartikel in beiden Kirchen eine durch den Weltkrieg verursachte starke religiöse Bewegung gegenüber dem ebenfalls durch den Weltkrieg hervorgerufenen Zusammenbruch der Kulturgläubigkeit aufzeigt. In beiden Kirchen ist gleichzeitig ein Verlangen nach Festigung der ihnen gegebenen Autoritäten, nach neuer Durchdringung der Glaubensanschauungen aufgewacht. Nicht nur an den deutschen Fronten des Weltkrieges berührten sich die beiden Arten kirchlicher Frömmigkeit,

so daß man gemeinsam „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und „Nun danket alle Gott“ sang. Sondern auch die theologische Wissenschaft auf beiden Seiten suchte auf ähnlichen Wegen das gleiche Ziel.

Auf der protestantischen Seite hatte schon vor dem Weltkrieg Karl Barth der Theologie der Krise eine Tür aufgetan und den Totalitätsanspruch des Gotteswortes verkündet und hatte viele Gläubige gefunden. Dabei war sein Blick zur Reformationszeit, zu Calvin und Luther, auf das Entstehen der reformatorischen Kirche hin gerichtet. Die Frage nach der Geltung der reformatorischen Bekenntnisse und Glaubensanschauungen wurde neu geweckt. Durch die gesamte theologische Wissenschaft, ja, man darf vielleicht sagen, durch die Welt der Akademiker ging, wie durch Barth so durch Gogarten, Thurneysen und Brunner geweckt, ein Fragen nach dem Wert der Offenbarung, und viele evangelische Gemeinden wurden in das Fragen und Antworten mit hineingezogen und vom Wehen eines kraftvollen Geistes erfaßt. Vorgearbeitet war der Bewegung durch manche Schriften, so diejenigen der Berneuchener Bewegung und der Michaelsbruderschaft, nicht zuletzt auch durch die Schriften der Hochkirche, die eine Rückbesinnung auf gesunde katholische Wurzeln forderte.

Auf katholischer Seite — auch das hebt der gedachte Leitartikel besonders heraus — wurde ebenso zur Rückkehr, zum ursprünglich Christlichen aufgerufen. Verheißungsvoll war die liturgische Bewegung im Benediktinerorden, die ganz bewußt von den nachtridentinischen Andachtsformen zum Altchristlichen zurückrief und eine Erneuerung der Eucharistie anstrebte. Im Kriege wurde plötzlich die Verbreitung des Neuen Testaments in deutscher Sprache erlaubt, wenn sie freilich auch später wieder eingeschränkt wurde. Man befürwortete die Volkssprache im Gottesdienst, den Laienapostolat, und die ihn besonders befürwortende „katholische Aktion“ fand viele Anhänger und sah ihr Ziel in der Aktivierung der Laien neben dem Priesterstand. Zeitschriften wie „Bibel und Liturgie“ aus dem Kloster Neuburg bei Wien, die in Deutschland viel gelesen werden, brachten die neuen Gedanken in lebendiger Form in das Volk hinein. Männer wie Friedrich Heiler in Marburg auf evangelischer und Karl Adam in Tübingen auf katholischer Seite überboten sich in dem Bestreben, Verbindungswege zwischen den beiden Konfessionen aufzuzeigen und der einen Konfession die andere verständlich und lieb zu machen. In der Tat, Begegnungen von beiden Seiten, wie sie vergleichsweise nur in der romantischen Zeit um die Wende des vorigen Jahrhunderts in die Erscheinung getreten waren.

Praktisch wickelt sich diese Bewegung deutlich im Zurücktreten der konfessionellen Polemik aus. Dieses Zurücktreten wird aber auch dadurch gefördert, daß beide Kirchen immer wieder in gemeinsame Front gerufen werden. Wer mit offenen Augen durch die Welt geht und seiner Aufmerksamkeit auch die vielen antikirchlich eingestellten Zeitschriften nicht entgehen läßt, der beobachtet mit Schmerzen immer wieder, wie von gewissen Organen beide Kirchen fast gleichmäßig befehdet werden. Eigenartigerweise vollzieht sich der Kampf gegen beide meist in der Form,

daß Beispiele, die dem katholischen kirchlichen Leben entnommen sind, auf beide Kirchen in gleicher Weise verallgemeinert angewendet werden. Man schildert die Auswüchse des Klosterlebens, der katholischen Erziehung, des Beichtstuhls, um dann beiden Kirchen gleicherweise Kampf und Tod anzufügen. Oder man geht auf die Entstehungszeit des Christentums zurück, indem man sie in verzerrter Gestalt darstellt, und fordert dann auf, die beiden Arten von Christentum, die ja beide aus einer Wurzel stammen, miteinander auszurotten, um einen deutschen Glauben heraufzuführen oder zu schaffen.

Kein Wunder, daß solch ein Vorgehen von journalistischer oder sich wissenschaftlich gebärdender Seite aus die Angegriffenen zusammenschließt. Mit Recht weist jener angezogene Artikel darauf hin, wie die Schmähungen der deutschen geschichtlichen Vergangenheit, die Entstellung des Eintritts des Christentums in die germanische Welt, die Verächtlichmachung Karls des Großen als des Sachsenhächters, die völlige Verkennung des Mittelalters, die gemeinsame Abwehr der christlichen Kirchen herausfordert. Ob freilich die Vereinigung von protestantischen und katholischen Theologen in der „Pro Deo-Bewegung“ für den gemeinsamen Christenglauben viel abwerfen wird, steht noch dahin. Bisher ist zu beobachten, daß bei aller Anerkennung des religiösen Ernstes Luthers und seiner Reformation auf katholischer Seite die Würdigung des Katholizismus auf evangelischer Seite seit langem viel sachlicher gewesen ist.

Nach allem kann man verstehen, daß selbst unter verständigen Evangelischen wie Katholiken hin und wieder die Frage aufkommt, ob denn nicht jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, beide Kirchen zu einer großen christlichen Nationalkirche zu vereinigen. Die Wiederbegegnungen der Kirchen seien so einleuchtend, häufig und notwendig, daß die Gegenwart in ihrem Vorwärtstreben und die Angriffe von Seiten der Christentumsfeinde einen schnellen und energischen Schritt forderten.

IV.

Demgegenüber kann nicht stark genug betont werden, daß die tiefsten Unterschiede und innerlichen Gegensätze in beiden Kirchen trotz aller freundschaftlichen Bestrebungen auf beiden Seiten noch so groß sind, daß wir uns trügerischen Hoffnungen nicht hingeben dürfen. Ob nicht auch heute noch gilt, was der Hirtenbrief der deutschen katholischen Bischöfe aus dem Jahre 1917 im Blick auf die Wiedervereinigung der beiden Kirchen schreibt: „Eine Herde und ein Hirt, das ist ja auch für uns eine schöne Zukunftshoffnung. Aber wir dürfen nun und nimmermehr die Erfüllung beschleunigen wollen durch die Preisgabe auch nur eines Pünktleins von dem, was zum Wesen unseres heiligen katholischen Glaubens gehört.“

Wir werden also einen ruhigeren Schritt gehen müssen und uns damit bescheiden, daß die getrennten Kirchen bleiben werden, bis Gott sie vereinigt. Wir beugen uns vor der Geschichte und vor Gott. Unser Kampf ist die Fortsetzung des alten reformatorischen Kampfes in der Erkenntnis, daß die beiden kämpfenden Kirchen eine verschiedene Seele haben. Wir kämpfen nicht, wie einst die Menschen der Renaissancezeit, gegen den Katholizismus als die Weltanschauung, die nicht mehr zeitgemäß ist, die sich gegen das neuerwachte Volkstum stemmt, die nur für einen gedachten Himmel, aber nicht für die wirkliche Erde taugt. Sondern wir bekämpfen den Katholizismus als eine religiöse Anschauung, die sich mit der Bibel, die sich mit der Offenbarung Gottes in Christus nicht verträgt. Ganz ähnlich wie Luther den Katholizismus seiner Zeit, erleben wir auch den heutigen Katholizismus als die Verdiesseitigung des wahren Christenglaubens, als eine biblisch unmögliche Vermischung von menschlichen Dogmen, religiösen Übungen und Gebräuchen mit der Verkündigung der Offenbarung der Bibel, als eine Verflachung des tiefen Ernstes der unbedingten Glaubensforderung Jesu und seiner Apostel.

Sagen wir, die beiden Kirchen, die beiden Glaubensanschauungen haben eine verschiedene Seele, so wird deutlich, daß man eine Vereinigung nicht dadurch erzielen kann, daß man Stücke der einen Kirche und ihres Glaubens gegen Stücke der anderen Kirche und ihres Glaubens auswechseln, oder daß man eine Kirche durch Annahme religiöser Gebräuche der anderen aufbessern oder verschönern könnte, bis schließlich beide einander völlig fänden. Nein, die Lebenskreise der beiden Kirchen können sich in ihrer Peripherie mannigfach berühren, aber ihre Mittelpunkte decken sich nicht, denn ihre Seelen sind verschieden. Jede künstliche Vereinigung würde weiter vom Ziel abführen.

Wem darüber die Augen noch nicht aufgegangen sind, der vergleiche zum Beispiel nur einmal die zweifache Kultur, die von beiden Kirchen angestrebt wird. Der evangelischen Haltung wird man nicht absprechen können, daß sie stets offen ist für alle Gottesgaben, die uns in Natur und Geschichte, in Volk und Staat, in Zivilisation und Kultur dargeboten werden. Ganz besonders tritt diese Haltung darin zutage, daß die evangelische Kirche für die positiv aufbauenden Kräfte im Staat — man möchte sagen — einen eingeborenen Sinn in sich trägt. Sollte es nicht gelten, daß die evangelische Seele eine anima naturaliter nationalis ist? Ganz anders die Haltung des Katholiken. Niemand wird dem Katholizismus absprechen, daß auch er kraftvolle, durch und durch national gesinnte Männer und Frauen herausgestellt hat. Nur natürlich aber ist es, daß im Grunde das Herz des Katholiken geteilt ist. Thront das Haupt der gesamten Christenheit, die oberste Autorität über den Glauben eines Volkes wie des einzelnen Menschen ultra montes, jenseits der deutschen Berge, so ist klar, daß das Herz geteilt sein muß zwischen dem Vaterland und der großen Internationale. Das soll kein Vorwurf sein, es ist eine tatsächliche Beobachtung. Von jeher, das heißt vom

Kampf des Papsttums gegen das Kaisertum an bis zur Regierung evangelischer Könige und Kaiser in Preußen und Deutschland, ist das Herz unserer katholischen Volksgenossen geteilt gewesen.

Das wird erst recht deutlich durch die absichtsvolle Pflege einer spezifisch katholischen Geisteskultur in unserem Volk. Wer die Entfaltung der katholischen Aktion und des katholischen Akademikerbundes verfolgt hat, hat ständig beobachten können, wie dort als ideale Zeit stets das goldene Mittelalter gepriesen worden ist. Die Interessierten, für geistige Werte Aufgeschlossenen im Katholizismus werden zurückgeführt zu den Kirchenlehrern, an deren Spitze Thomas von Aquino noch heute als der maßgebende, ja entscheidende Richter und Gesetzgeber in Glaubensfragen gilt. Erwägt man die Kultur der Seele bei den Mystikern, die künstlerische Kultur, die ihre Blüten in der italienischen Malerei des Mittelalters und in den herrlichen gotischen Domen Deutschlands trieb, so läßt sich in der Tat ein verlockendes Bild des ausgehenden Mittelalters zeichnen. Und dieses Bild wird erst recht leuchtend, wenn man ihm gegenüber das Zeitalter der Reformation dunkel malt und von der „Glaubensspaltung“ redet, die alles geistige Leben erstickt und auf künstlerischem Gebiet völlig versagt habe.

Hier allerdings melden wir unseren Widerspruch an. Hat wirklich die reformatorische Kirche auf einem der geistigen Gebiete versagt? Allerdings forderte der neue reformatorische Anspruch an die deutsche Seele den deutschen Menschen in nie geahntem Maße. Es ging alles um den Glauben, um das gegenwärtige und zukünftige Heil, um einen Einbruch des ewigen Gottes in die deutsche Geschichtsentwicklung. Aber ist nicht gerade die deutsche Seele, die sich dem Evangelium und dem evangelischen Geist hingab, weit geöffnet gewesen für den gewaltigen Strom neuen Geistes, der unser Volk damals durchflutete, als Luther, der deutsche Mann, ihm seine Impulse gab? Zeigte sich nicht in einer ganz unerwarteten Wendung der Kunst in Hans Sachs und Albrecht Dürer, daß sogar das Volk tief ergriffen wurde von dem „protestantischen Geist“ der Lutherzeit? Von jetzt an trennen sich protestantische und katholische Kultur, die eine in lebensvollem Vorwärtsschreiten, offen für die Reichtümer echter geistiger Zuflüsse, die andere unablässig zurückschauend und zurückführend zu den scheinbar unversiegten Quellen des Mittelalters. Dabei springt dem Geschichtsforscher in die Augen, wie in allen Ländern, die sich dem reformatorischen Christentum erschlossen, das geistige Leben erwachte, und wie in katholischen Ländern eingesprengte evangelische Bevölkerungsteile befruchtend und bereichernd auf die geistige Kultur ihres Landes wirkten.

Zwei Kulturen — nicht alle katholischen Deutschen lassen sich die katholische Sonderkultur im Leben und Fortschreiten der Zivilisation gefallen, aber die katholische Kirche versucht stetig und mit aller Macht die bleibende Verankerung der geistigen Kultur im geistigen Leben des Mittelalters zu sichern. Ob sie die Gefahr nicht sieht, die die Zerissenheit des Bandes zwischen dem Geistesleben des Volkes und dem katholisch-kirchlichen Leben heraufbeschwört?

hat demnach die evangelische Kirche in ihrem Streben, sich tief im Volk zu verankern, leichtere Bahn, so darf jedoch nicht verkannt werden, daß auch für sie die Spannung zwischen Völkischem und Christlichem, von der wir redeten, nicht aufgehoben ist und nicht aufgehoben werden kann. Der Nationalsozialismus hat unserer Kirche zur Klärung ihres rein religiösen Zieles geholfen, indem er ihr Arbeitsfeld in mannigfacher Weise beschränkte. Immer wieder ist uns von führenden Stellen aus zugerufen worden: Die Kirche hat sich nur mit der Seelsorge zu befassen. Wir lassen uns dadurch aufs neue auf unsere Hauptaufgabe hinweisen, die klar und unverrückbar bleiben muß: die Verkündigung des Evangeliums. Wollen wir dem Staat überlassen, was des Staates ist, und selbst uns einsetzen für das, was der Kirche ist, so ist unsere Aufgabe klar umrissen. Dennoch wagen wir dem Staat zu sagen, daß, wer wirklich Seelsorge treiben will, es nur im Rahmen einer Kirche, einer „Konfession“, zu tun vermag. So einleuchtend die Hoffnung und Forderung sein mag, daß beide Kirchen durch ihre Vereinigung zur wahren Volksgemeinschaft helfen möchten, so klar gegeben ist einstweilen der geschichtlich gewordene, unüberbrückbare Gegensatz der Kirchen.

Wer heute Seelsorge treiben will, tut es von der Verkündigung seiner Kirche aus. Und diese Verkündigung ist einstweilen für den evangelischen wie für den katholischen Verkünder nur in seiner Kirche richtig gegeben. Ja, wir glauben, der wahren Volksgemeinschaft besser dadurch zu dienen, daß wir nach Kräften evangelischen Glauben und evangelische Erkenntnis in sie hineintragen, als wenn wir schweigen oder zwar hinter den verschlossenen Türen der Kirche den evangelischen Glauben predigen, im Volk aber keinen Wert auf den tiefen Unterschied zwischen völkischer Religiosität und evangelischem Christenglauben legen. Es ist uns bitter schwer, daß wir in diesem Urteil mit unendlich vielen Volksgenossen nicht einig sind. Aber es ist leider auch klar, daß, wenn wir mit den Katholiken zusammen den gleichen Christenglauben predigen würden, wir bei Deutschgläubigen denselben Anstoß erregen müßten. Denn die Spannung zwischen dem heute von vielen gepredigten deutschen Glauben an einen Gott, der nicht der Christengott sein dürfe, und zwischen dem biblischen Christenglauben ist unaufhebbar. Ob es aber dem Staat nicht doch eine willkommene Hilfe ist, wenn wir den religiös-kirchlichen Kampf gegen Rom, gegen den Jesuitismus und gegen den Ultramontanismus weiterführen?

V.

Aber noch einmal sei es gesagt: Unsere Aufgabe ist nicht eine nationale, völkische, politische. Die kirchliche Aufgabe ist rein religiös, der Kampf um das Evangelium. Darum kann es uns auch nicht darauf ankommen, Katholiken von ihrer Kirche loszureißen, sie heimatlos zu machen

und dann ins Heidentum fallen zu lassen. Nicht das also ist unser Ziel, die katholische Kirche als solche zu schwächen und zu entvölkern und ihre Glieder etwa dem Deutschglauben zu überlassen. Worum es uns geht, das ist vielmehr das klare Erfassen und Bezeugen des Evangeliums. Das mag an drei Punkten klar werden:

Erstens herrscht noch immer in der katholischen Kirche der Mechanismus der religiösen Übung. Unsere katholischen Brüder glauben durch Erfüllung ihrer „religiösen Verpflichtung“ ihren Glauben genügend zu betätigen. Es ist die alte Werkgerechtigkeit, die schon Luther, ja, die Paulus als größten Schaden einer falschen Religion und Religiosität gebrandmarkt hat. Es ist die äußere Tat, die an Stelle des tiefen Herzensglaubens tritt, es ist das Almosen, das man der Kirche gibt, um sich den Platz im Himmel zu erobern. Es ist all das äußere Tun und Wesen, von dem die schlichte Frömmigkeit der meisten Katholiken lebt. Man tut, was der Priester anordnet und befiehlt, und glaubt damit genug zu tun. Diese Veräußerlichung wahrer Gläubigkeit ist nicht in Christi Sinn und Geist.

Das zweite, was wir als unbiblisch bekämpfen, ist die Scholastik der katholischen Lehre. Noch immer gilt in der katholischen Kirche nicht das Wort der Schrift allein oder in erster Linie. Vor ihm und über ihm stehen die großen Lehrer der Kirche. Auf sie hört der Gläubige, von ihnen läßt er sich zu den Heiligen und Patronen weisen, sie haben der Lehre vom Abendmahl den Messekult mit seinen unzähligen, unbiblischen Glaubensgedanken angehängt. Sie werden gefragt in Fragen der theologischen Erkenntnis, sie werden gefragt auch in der Not der einzelnen Seele. Nicht die Gnade Christi, sondern eine neue Paragraphen- und Gesetzesreligion ist es, die der ängstliche Katholik peinlich befolgt.

Drittens hat sich daneben und fast völlig getrennt von dieser Scholastik die Religion einer ausgeprägten Mystik entwickelt. Es ist wunderbar, einen wie verschiedenen Glauben die katholische Kirche in verschiedenen Gläubigen duldet und auferzieht. Ganz besonders von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetretene Christen erfahren das zu ihrer beruhigenden Freude. Kommt ein Protestant zur katholischen Kirche, so empfindet er die physische und moralische Unmöglichkeit, so schnell und mit unendlichen Wiederholungen zu beten, wie der katholische Christ es übt. Er vermag auch alle die äußerlichkeiten der gottesdienstlichen Übung nicht zu verstehen und mitzumachen. Er findet das Unterwürfigkeitsverhältnis zum Priester in der Regel nicht. Ihm ist wie der Mechanismus so die Scholastik im Katholizismus zuwider und unbegreiflich. Darum hat man für solche Seelen tiefes Verständnis und gibt ihnen die Schriften der Mystiker in die Hand, der Mystiker, denen Heiligenkult und Rosenkranz, Priesterdienst und Messopfer gering scheint gegen das innige Sichversenken in die Allmacht der Liebe Gottes. Da geht die Menschenseele in Gott auf und unter, da wird der Sohn Gottes in der eigenen Seele geboren und gestaltet den Menschen in seligen Verzückungen um bis zur Vergottung.

Da kniet der Mensch vor dem Bilde der Mutter Gottes und zerfließt in seligen Schauern vor der Nähe der göttlichen Majestät und Güte. Das klingt alles so fromm und so biblisch und ist im Grunde doch pantheistische Auflösung der wirklichen Offenbarung. Da steht unser Kampf um die reine Lehre ein.

Wem wirklich — wir setzen einmal den Fall — die Wiedervereinigung der beiden christlichen Kirchen als Sehnsuchtsziel vor Augen steht, der frage sich einmal, ob denn wirklich evangelischen Christen zugemutet werden kann, den ganzen Mechanismus katholischer Frömmigkeitsübung, die mittelalterliche Scholastik überschraubter Kirchenlehre oder die fromme Einbildung der Mystik als echt christlich anzunehmen und mitzumachen. Hier kann geholfen werden nur durch klare, evangelische Lehre, durch Gründung in der Schrift und Erfassen der reformatorischen Glaubensanschauung Luthers. Das hat sich in der Entwicklung unserer Kirche immer wieder bewährt, nicht zuletzt und nicht am wenigsten in der alten Los-von-Rom-Bewegung, die sich in unseren Tagen fortsetzt und erneuert. Ja, es geht um Lehre! Man unterschätze sie nicht mit dem Einwand: Was sollen uns Lehren, Dogmen, Formeln — wir wollen das Leben! So wenig politische Anschauungen ohne ganz klare Dogmen und Lehren bestehen können, so wenig kann eine fest gegründete religiöse, eine Glaubensanschauung ohne Lehre sein.

Haben wir nicht eben eine Zeit hinter uns und glücklich überwunden, die sich von Weltanschauungen nährte? Das war der Grund für die tiefe Zerrissenheit in der Zeit zwischen dem Weltkrieg und der Macht ergreifung Adolf Hitlers, daß jeder seine Weltanschauung für sich hatte, daß man der Weltanschauung folgte, die die Partei predigte, daß man schließlich statt einer Religion, statt des Christenglaubens nur eine Weltanschauung hatte. Welches ist der tiefste Unterschied zwischen dem Christenglauben und einer Weltanschauung? — Eine Weltanschauung kann man sich erwerben. Man kann Weltanschauungen nebeneinanderhalten und objektiv prüfen, um sich dann die beste anzueignen. Man kann die Weltanschauung auch wechseln. Wer zöge nicht die als besser erkannte der schlechteren vor! Man kann der Weltanschauung abwartend und kühl gegenüberstehen, man kann sie annehmen oder ablehnen.

Ganz anders der Christenglaube. Bei ihm handelt es sich nicht um eine Anschauung, die wir bilden und haben können, sondern um eine Macht, die uns überwindet und gewinnt. Bei ihm handelt es sich um geoffenbarte Wahrheit, der man sich beugt oder vor der man flieht. Nicht wir haben den Glauben, sondern er hat uns. Man kann den Glauben auch nicht aufbessern durch Elemente etwa aus völkischen Kräften und volkstümlichen Sagen. Nein, der Glaube ist, was er für uns bedeutet, so sehr aus sich selbst und in sich selbst, daß wir uns ihm willig und völlig anheimgeben, oder er bedeutet uns nichts. Glaube ist also wie das Christentum keine Weltanschauung, sondern die Überzeugung von der wieder-



Bischof D. Jänker

Vorsitzender des Schlesiſchen Hauptvereins des Evangelischen Bundes

gebärenden Macht des Geistes des lebendigen Gottes, ist Erlösung und Versöhnung zu einem lebendig-persönlichen Verhältnis zu Christus.

Wollen wir darum nicht nur negative, nicht nur Kampfarbeit, sondern positive Arbeit treiben, so ist damit gegeben, daß unser Kampf nicht etwa nur Rom gilt. Wir haben zu ringen mit allen religiösen und weltanschaulichen Mächten, die dem Evangelium widerstreben. Wir tun es in der Erkenntnis, daß keine einmal zum Durchbruch gekommene Weltanschauung jemals völlig wieder untergeht, daß im Gegenteil jede Weltanschauung, die unser Volk in irgendeinem seiner Teile ergriffen hat, so wichtig und so ernst zu nehmen ist, daß sie am biblischen Evangelium gemessen werden muß. Am biblischen Evangelium zu messen ist nicht nur Rom und der Katholizismus, sondern ebenso der Deutschglaube und die Deutsche Glaubensbewegung, nicht minder die Bewegung, die sich gottgläubig nennt, aber den Gott der Bibel mit scharfen Worten ablehnt.

Damit tut sich der Arbeit des Evangelischen Bundes ein ganz neues Betätigungsfeld auf. Zwar hat er auch in den vergangenen Jahren gegen die bolschewistischen Mächte, gegen die atheistische und gottfeindliche Unterwühlung in allen Schichten unseres Volkes und gegen die Verjudung des geistigen Lebens gekämpft und sich mit dem Evangelium eingesetzt für die Auswirkung der Reformation in unserem Volk. Das Neue unserer Tage aber ist, daß man auch in ernst zu nehmenden Kreisen unseres Volkes die völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit mit Luthers Namen deckt und den Gipfel des Protestantismus zu ersteigen meint, wenn man alle festen Glaubensanschauungen, alle „Dogmen“, alle christliche Lehre unter und hinter sich läßt, ja dem gänzlich seiner eigentlichen Wahrheit beraubten Christenglauben willkommene Elemente aus anderen Religionen einschaltet. Uns trägt und spornt demgegenüber die Gewißheit, daß unser Volk die Festigkeit seines Existenzbodens dem durch Luther wiedererweckten Christenglauben verdankt.

Ziel und Aufgabe des Evangelischen Bundes kann darum nur sein, sich mitten in die Kirche und ihre Verkündigung hineinzustellen, um mit ihr zu ringen um die Seele unseres Volkes und jede einzelne Seele in ihm. Wir wollen nicht den Kulturprotestantismus pflegen, der zur Hälfte eine religiöse und zur Hälfte eine kulturelle Macht in unserem Volke sein möchte, sondern wir wollen helfen, die Kirche der Reformation zu bauen, getragen von der Gewißheit, daß mit ihr unserm Volk die größte und segensreichste Gabe geschenkt wird, die Christen ihm zu geben haben.

Evangelischer Kirchenbau, die architektonische Ausdrucksform für protestantisches Kirchentum in Schlesien

Von Professor Dr. S ch o e n a i ch

Evangelischer Kirchenbau? Evangelische Gotteshäuser von eigenem Stil, in ihrer Anlage und ihrem Aufbau, in der Gestaltung und Ausschmückung ihres Innenraumes? Ist denn der Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Kirchenanlagen so groß? Und wenn diese Unterschiede vorhanden sind, worauf sind sie zurückzuführen¹⁾? Bei katholischen Kirchen hebt sich, äußerlich deutlich bemerkbar, am Ende des Kirchenschiffes ein besonderes Bauglied ab, auch im Innern durch eine monumentale Wölbung von dem Gemeinderaum abgegrenzt — der Chor. Etwas höher gelegen als das Kirchenschiff, reicher gewölbt, reicher ausgemalt, mit bunten Glasfenstern, in mystischem Helledunkel gehalten. In diesem geheiligten Räume vollzieht sich alltäglich bei der Messe unter der segnenden Hand der geweihten Priester die Wandlung des heiligen Leibes und Blutes Christi, auch das Opfer des Herrn am Kreuze. Bei der Abendmahlsfeier empfängt hier der Gläubige die geweihte Hostie. Die katholische Kirche ist Sakramentskirche und Priesterkirche zugleich. Darum ist der Altar die wichtigste Stelle im katholischen Kirchenraum, er wächst sich in den Barockkirchen aus zum himmelanstrebenden Hochaltar. Die evangelische Kirche ist eine Gemeindegemeinschaft: der saalartige Kirchenraum nimmt die Gesamtheit der Gläubigen auf; da gibt es keine räumliche Trennung zwischen Priestern und Laien. Emporen und Sitzplätze ragen bis hinein in die Altarnische, zu der der Altarraum zusammengeworden ist. Sie ist eine Emporenkirche mit Bühnen und Gestühl: jeder muß einen Ruheplatz haben, die Kirchenbesucher hatten anfangs eine weite Kirchfahrt. Jeder will den Geistlichen sehen und aus seinem Munde Gottes Wort deutlich vernehmen. Es ist eine Predigtkirche: der Predigtstuhl, die Kanzel, nimmt die beherrschende Stellung ein. Der Altar ist die Stätte der Liturgie, die Stätte des gemeinsamen Gebetes, des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses. Der Ort der Segensprechung, der Einsegnung der jungen Christen bei Konfirmationen, bei der kirchlichen Trauung. Der Tisch des Herrn bei der Feier des heiligen Abendmahls. Die Kirche des Gemeindegesanges ist die evangelische Kirche. Sie verträgt nicht das mystische Helledunkel mittelalterlicher Gotteshäuser, sie ist stark durchfenstert, hellerleuchtet, damit das Gemeindegesangbuch zu seinem Rechte kommt. Diesen eigenartigen Aufgaben evangelischen Gottesdienstes suchen unsere Kirchenbaumeister mit allen Mitteln gerecht zu werden in der äußeren Anlage, in der sinngemäßen Ausgestaltung des Innenraumes.

¹⁾ Joh. Ficker: Evangelischer Kirchenbau, 1905. — Dr. Alfred Wiefenhütter: Der evangelische Kirchenbau Schlesiens, 1926. — G. Graf Dittum: Christliche Kunst im Bilde, 1911. — Paul Knötel: Die Typen der schlesischen Dorfkirchen (Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde, 1929).

Bei unseren Ausführungen können lediglich die Stadtkirchen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Auch Wiefenhütter, der zum erstenmal sich mit dem Problem des evangelischen Kirchenbaues beschäftigte, hat sich mit gutem Bedacht auf die Stadtkirchen beschränkt. Mein Freund Paul Knötel, der bekannte schlesische Historiker, hat auch die Typen der schlesischen Dorfkirchen behandelt. Das sollte nur ein erster Versuch sein. Hier muß erst einmal gründliche Sammelarbeit, bildhafte Inventarisierung geleistet und das überreiche Material sorgfältig gesichtet werden.

Keine umständlichen kunsthistorischen und kunstästhetischen Betrachtungen — das ist die andere Einschränkung, die ich machen möchte. Die evangelischen Kirchenbauten Schlesiens sind lange Zeit keine Denkmäler „der großen Kunst“; sie können sich in bezug auf künstlerische Werte mit den ehrwürdigen Stadtpfarrkirchen, mit den stolzen Domen und den prunkenden Klosterbauten aus der Zeit der großen Baustile nicht messen, wollen mit ihnen auch gar nicht in Wettstreit treten. Es sind schlichte Zweckbauten, anfänglich ärmliche Notbauten, „ohne Geste und Pose“. Allerdings auch nicht ohne intime, künstlerische Reize. Erst am Ausgang des 19. Jahrhunderts schafft der evangelische Kirchenbau in Schlesien Gotteshäuser von bedeutenden architektonischen Werten in Görlitz, in Breslau; Breslau ist die Stadt der schönen, modernen, evangelischen Kirchenbauten geworden. Die evangelischen Kirchenbauten, insbesondere die aus älterer Zeit, sind nach ganz anderen Gesichtspunkten zu bewerten, als Ausdrucksformen des neuen kirchlichen Lebens, als Zeugen aus einer glaubensstarken Zeit, als Kulturdenkmäler und als Kinder ihrer Zeit. Unsere alten Kirchenbaumeister Albrecht von Sebisch, Karl Gotthold Langhans, wie haben sie sich bemüht, für die neuen gottesdienstlichen Formen auch entsprechende Bauformen zu finden im Grundriß (rechteckige Saalkirche, kreuzförmiger Kirchenbau), im Aufbau, in der Ausgestaltung des Kirchenraumes (die Gestaltung der Emporen, die Einordnung der Kanzel, des Orgelchores)! Auch mit dem ihnen zu Gebote stehenden spröden Material: die ältesten Kirchen waren Holzkirchen, Fachwerkbauten; „aus Holz und Leimen“ mußten sie errichtet werden draußen vor der Stadt. Diese Gotteshäuser sind Denkmäler aus der Leidenszeit der Kirche, erbaut in einer Zeit unerhörter religiöser Bedrückungen, in Nöten und Sorgen, in Fährnissen aller Art, unter Entbehrungen, mit größten Opfern und mit dem Bekennermut und dem unerschütterlichen Gottvertrauen, der dieser glaubensstarken Zeit so eigen war. Denkmäler einer um ihre religiöse Freiheit ringenden Zeit. Teure Vermächtnisse der Väter. Malzeichen von hohen, idealen Werten. Kinder ihrer Zeit sind schließlich auch unsere alten Kirchen, die den Geist der Zeit in ihren Bauformen widerspiegeln: das bibelfrohe Luthertum, den repräsentativen Prunkbau des in Zieraten und Farben schwelgenden Barocks, die strenge Linie des schmucklosen und farblosen Klassizismus, die Moderne, die durch Einfügung von profanen Motiven den Kirchenraum und seinen faktalen Charakter leider entweiht.

Die ältesten evangelischen Kirchen sind Dorfkirchen. Im Waldlande Schlesiens Holzkirchen. „Germanische Kinder in slawischem Gewande?“ Diese sinnige Bezeichnung ist

irreführend. Sie gehen nicht über das Jahr 1500 zurück. Beschränken sich auch nicht auf das Gebiet der polnisch redenden Landesteile. Auch evangelische Dorfkirchen wurden als Schrotholzbauten errichtet. Unberührt von der hohen Stilkunst, vom Meister Zimmermann und Dorfschreiner gebaut, urwüchsige Werke schlichter Volkskunst, entbehren sie doch nicht der intimen Reize drinnen und draußen auch in ihrer dörflichen Umwelt und als malerische Dominanten im Landschaftsbilde.

In den Städten benötigt man zunächst keinerlei kirchliche Neubauten. Hier waren Gotteshäuser reichlich vorhanden in den Pfarrkirchen und den von den Bettelmönchen verlassenen Klosterkirchen. Von den Pfarrkirchen nahmen die Bürger mit Fug und Recht Besitz. Es waren ja Bürgerkirchen; von der Bürgerschaft erbaut, die Pfarrer vom Rate besoldet, das Patronat vielfach in den Händen der Stadtgemeinde. Diese Parochialkirchen haben die Evangelischen mit größter Pietät baulich gepflegt: man ließ alles bestehen, ohne es anzutasten. „Das alte Gut hat sich in den evangelischen Kirchen besser erhalten als in den katholischen, wo jeder neu entstehende Altar den älteren zum Tode verurteilte.“ Das ist nicht zu verwundern. Die Reformation hat in Schlessien nichts Revolutionäres; der Übergang zum Neuen ist kein völliger Bruch mit dem Alten, er vollzieht sich allmählich, ruhig, friedlich. Es ist eine Bewegung, die aus der Gemeinde kommt. Auch in Lehre und Kult beschränkt man sich auf die notwendigen Änderungen: Predigt des reinen Gotteswortes, Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Abschaffung des Messopfers²⁾. Diese alten Gotteshäuser sind vielfach erst im Zeitalter der Reformation verschönert worden; sie wurden erhöht, gewölbt, bemalt; die Altäre, die Sakramentshäuschen, die Taufsteine, die Kanzel, die Orgeln, die Emporen, das Gestühl, die zahlreichen Epitaphien — alles stammt zumeist aus der evangelischen Zeit. Wo neue evangelische Kirchen entstehen, da werden sie zunächst ganz im mittelalterlichen Stil erbaut. Das prächtige Dorfkirchlein von Rothbach bei Breslau ist ein schönes Beispiel. Der alte gotische Unterbau erhält etwa um 1500 reizvolle Giebelaufbauten und kleinere Motive im Stil der Renaissance. Renaissance-Portale, wie in den schlesischen Patrizierhäusern. Erhöhter Chorraum, Hochaltar, gewölbt, bemalt, die Kanzel bescheiden neben dem Altar, wie in einer Kirche des Mittelalters.

In dieselbe Zeit fällt der Ausbau der alten Salvatorkirche in Breslau. Was für ein Gegensatz! Die Baugeschichte erklärt alles. 1541 hatten die Breslauer vor dem Schweidnitzer Tor ein neues Begräbnis und auf dem Friedhof ein schlichtes Begräbniskirchlein errichtet, das sich bald zur Parochialkirche der Siebenhubener Kräuter entwickelt. Um 1510 wird das Kirchlein ausgebaut: ein Fachwerkbau im Rechteck mit Choranbau, der Turm an der Siebelseite, lauter mittelalterliche Kirchenbaumotive bis auf den Dachreiter. Die ersten eigenartigen evangelischen Kirchenneubauten gehören in das Zeitalter der Gegenreformation: es handelt sich um die Zufluchts- und Grenzkirchen, um die Friedens-

²⁾ Meine Abhandlungen „Die Ursache der Reformation in Schlessien“ (Zeitschrift f. Kirchengeschichte Schlesiens), „Die Eigenart der Reformation in Schlessien“ („Schlef. Zeitung“ 1936).

und Gnadenkirchen. Die Gegenteformation setzt in der Graffschaft Glatz, im Bistumslande, und in Oberschlesien schon nach der Niederlage des Winterkönigs, Friedrich von der Pfalz, am Weißen Berge bei Prag, ein. In diesen drei Landschaften räumen der Kaiser, der Bischof Karl und der Landeshauptmann von Oberschlesien, Graf Oppersdorf, gründlich auf. In Oberglogau werden die evangelische Kirche und die Schule dem Erdboden gleichgemacht. In den kaiserlichen Erbfürstentümern in Mittel- und Niederschlesien besorgen 1626 bis 1630 die Lichtensteiner die gewaltsame Bekehrung. Diese Dragonaden der Lichtensteiner, so furchtbar sie gewesen sind, einen dauernden Erfolg haben sie nicht erzielt. Man nahm die Kirchen weg, man vertrieb die Geistlichen und die Lehrer, man zwang die Männer zum Kirchenbesuch; die Frauen waren durch keine Drohungen zum Abfall zu bewegen: man denke nur an das tapfere Verhalten der Frauen auf dem Rathause zu Löwenberg! Man ging in die Grenzkirchen³⁾. Und dann kam der Schwedenkönig als Retter. Überall wo die Schweden in den Städten sich festsetzten, da kehrten die Geistlichen wieder zurück; während des großen Religionskrieges sind die Stadtkirchen zumeist noch in den Händen der Evangelischen. Die Kirchennot erreicht ihren Höhepunkt erst nach dem Dreißigjährigen Kriege. In die Jahre 1653/54 fällt die gewaltsame Reduktion der Kirchen in Stadt und Land: in den kaiserlichen Erblanden Schweidnitz-Jauer (240 Kirchen), im Fürstentum Münsterberg, etwas später im Fürstentum Glogau. 650 Kirchen werden in Schlesien auf einmal geschlossen! Man überlege sich einmal, was das bedeutete in einer Zeit, in der die kirchliche Frömmigkeit so stark ausgeprägt war: kein Sonntagsgottesdienst, keine kirchliche Einsegnung der Ehe, keine Kindertaufe, keine Abendmahlsfeier, keine Krankenkommunion, keine kirchliche Beerdigung! Für diese kirchlichen Nöte reichten die drei im Münsterischen Frieden zugestandenen Kirchen nicht aus. Nun war auf Fürbitte der Königin von Schweden den evangelischen Schlesiern der Besuch der Kirchen in den evangelisch gebliebenen Herzogtümern und in den Nachbarlandschaften gestattet werden. Davon machten sie reichlich Gebrauch. Und so entstehen ringsherum an den Grenzgebieten die Zuflucht- und Grenzkirchen, z. T. schon vorhandene Dorfkirchen, die für eine große Masse von Kirchenbesuchern ausgebaut werden, z. T. Neubauten von den Landesherrn, von den Grundherren, auch von den Kirchenbesuchern selber erbaut. Gerhard Eberlein, weiland Superintendent in Glogau, hat uns eine schöne Karte gezeichnet, auf der die Verteilung dieser Kirchen und ihre große Anzahl recht anschaulich zur Darstellung gebracht werden. Diese Grenzkirchen — weit über 30 — sind besonders massiert im Westen, am Queis und dem Bober entlang, in der sächsischen Oberlausitz und der märkischen Oberlausitz, von Nieder Wiesa bei Greiffenberg bis hinab nach Rothenburg a. d. Oder. Eine zweite Gruppe liegt im Liegnitzschen (Probsthain, Hummel, Kriegheide). Eine dritte Gruppe in den Herzogtümern Oels, Brieg-Wohlau (Kreuzburg, Löwen). Endlich noch eine Gruppe südlich von

³⁾ Lic. Gerhard Eberlein: Die Grenzkirchen Schlesiens. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 1902.

Fraustadt, drüben in Polen. Es ist ganz erstaunlich, welche Masse von Kirchenbesuchern sich um diese Gotteshäuser sammelt, um im Sinne Luthers „den feiertag zu heiligen, die Predigt und Gottes Wort zu hören und zu lernen“ und die Sakramente entgegenzunehmen, wie sie Christus, der Herr, selber eingeseht hat. Die Greiffenbergische Kirche, drüben überm Queis auf dem Kirchplan von Nieder Wiesa, von den Greiffenbergern selber errichtet, umfaßt 97 Dorfschaften! In Löwen erreicht die Kommunikantenziffer die Höhe von 15 000! In Probsthain werden in 18 Jahren 17 650 Kinder getauft; 1703 beträgt die Zahl der Kommunikanten von auswärts 21 500. 1707 betragen hier die Einnahmen aus dem Klingelbeutel 506 Taler! Man muß sich diese Ziffern vergegenwärtigen, um die Bedeutung dieser Kirchen für das evangelische Leben jener Zeit recht zu bewerten. Diese Kirchen haben neben den Friedens- und Gnadenkirchen das Evangelium gerettet. Es ist doch nicht so, wie die katholischen Forscher auch heute noch immer behaupten, daß die evangelischen Pfarrer an den friderizianischen Bethäusern Hirten ohne eine Herde gewesen sind. Kirchenbesucher waren reich vorhanden, es fehlten nur die Kirchen. Wir müssen diese Verhältnisse auch kennen, um die riesigen Ausmaße dieser Kirchen und ihre eigenartige Bauart zu verstehen.

Hummel in der Lübenener Heide. Ein einfacher, aber von dem Werkmeister auch in der Zusammenfügung des Gebäudes liebevoll ausgeführter Fachwerkbau, von Ausmaßen, die weit über ein Heidedorfkirchlein hinausgehen. Das hohe Langhaus verrät schon im Äußeren die Emporenkirche. Der polygonale Chor scheint nur ein Kirchenerweiterungsbau zu sein. Im Inneren merkt man wenigstens nichts von einem gesonderten Chorraum. Der Kanzelaltar beherrscht den Kirchenraum, der mit seinen bemalten Bühnen und der reichen Beschriftung anheimelnd und andächtig stimmt. Das Kirchlein ist turmlos. Wie hätte man die Kosten für Glocken aufbringen sollen?

Auch Kriegheide liegt in der Lübenener Heide. Ein Kirchlein mit einem merkwürdig gestalteten Innenraum. In der Mitte ein großer, aus Holz geschnitzter Palmenbaum mit dem Kreuzifixus. Scheinbar ein Säulenträger, aber nur scheinbar. Ursprünglich ein Banfen in einer Scheune, die man zur Kirche ausbaute. Über der Kirche eine Oberkirche, in deren Fußboden man Löcher einschneidet. Das große Hörloch in der Mitte der Kirche verdeckte der Werkmeister durch einen geschnitzten Palmenbaum, der mit dem Gekreuzigten geschmückt wurde⁴⁾. Beide Kirchen zeigen im Inneren schon die in der Reformationszeit übliche Freude am Bildschmuck.

Die Friedenskirchen!

Das führt uns hinüber zu den Friedenskirchen, die ja besonders schön ausgemalte Kirchen sind⁵⁾. In dem Münsterischen Frieden mußte man den Evangelischen den Bau

⁴⁾ J. Balkner: Die Kirche in Kriegheide, 1898.

⁵⁾ H. Stein: Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde vom Schifflein Christi, 1902. — Gotth. Heuber: Die Friedenskirche in Jauer, genannt zum Heiligen Geist, 1906. — L. Worthmann: Die Friedenskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit von Schweidnitz, 1902.

von drei Kirchen bewilligen, in Glogau, in Jauer und in Schweidnitz. Diese Kirchen sind Fürstentumskirchen, keine bloßen Gemeindegkirchen. Die Glogauer Kirche ist abgebrannt; sie wurde 1773 durch einen Neubau im barocken Klassizismus ersetzt, das bescheidene Erstlingswerk des großen schlesischen Kirchenbaumeisters Johann Gotthard Langhans. Das ist bei der Beurteilung dieses eigenartigen Baues zu beachten. Die Jauerische Friedenskirche (1654/55) ist heute noch die alte, schlichte Friedenskirche, wie sie die Väter durch einfache Weckmeister haben errichten lassen. Eine Bürgerkirche, von den Zünften und Handwerkern erbaut und im Inneren von ihnen ausgestattet bis auf den Klingelbeutel der ehrfamen Schuhknechte. Ein schlichter Langhausbau im Fachwerk ohne alle Anbauten; nur die Altarnische ragt in dem rechteckigen Grundriß ein wenig hervor. Die vielbesuchte Fürstentumskirche hat vier Emporen, zu denen von außen gedeckte Holztreppen emporführen, wie wir sie bei den alten Holzkirchen kennengelernt haben. 6000 Sitzplätze; jedes Plätzchen im Kirchenraum ist ausgenüht. Bis in den Altarraum hinein ragen die Bühnen. Im Innern ohne Prunk und Pracht und doch weihervoll stimmend durch die bildhaften Darstellungen aus der biblischen Geschichte (72 an der Zahl). Es ist eine Kirche des bibelfrohen Luthertums: Bild an Bild reiht sich an den Brüstungen des zweiten und vierten Chores, die die ältesten zu sein scheinen, beginnend mit der Schöpfung „Wie Gott schuf alles groß und minder, sonderlich die Menschenkinder“, abschließend mit dem Ende aller Dinge, dem Jüngsten Gericht, über dem schlichten Altar; denn der Predigtstuhl, nicht der Altar beherrscht den Kirchenraum, wie es in einer lutherischen Kirche sein muß. Handwerksmäßige Leistungen sind diese Kirchenbilder. Jedes Bild für 1 Taler und 8 Groschen von einem Schmiedeberger Maler angefertigt — aber liebevoll ausgewählt und mit treffenden Bibelstellen und sinnigen Verslein von dem Pastor primarius versehen, mit einer Innigkeit und Wärme gemalt, wie sie uns bei den altdeutschen Malern so anheimelt. Über das Bild im Chor der Schuhknechte, auf dem gemalt ist, wie Moses die Schafe in der Wüste hütet und der Herr ihm im feurigen Busch erscheint, hat der Maler im Anschluß an das Gotteswort „Zieh deine Schuhe aus; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land“ die sinnigen Zeilen gesetzt:

„Hier ist des Höchsten Hutt,
 Wo Gottes Schäflein weiden,
 Der Seele höchstes Gutt,
 Der Dorschmacks Himmels Freuden.
 Zieh geistlich Deine Schuh und das, was sündig, aus,
 Weil hier nichts anders ist, denn Gottes heilig Haus.“

Die Bibel, ein zusammenhängender Kanon der heiligen Geschichte in Bildern, Sprüchen und fortlaufenden Reimzeilen der Schmuck des Gotteshauses; die altherwürdige Friedenskirche ist in Wahrheit ein Kulturdenkmal der bibelfrohen und bibelfesten Zeit, wie sie Dr. Martinus Luther haben wollte.

Wie ganz anders die Friedenskirche in Schweidnitz! Auch sie war ursprünglich ein einfacher Bau: ein Lang- und Querhaus mit Bretterwänden. Der neue Grundriß ist die Kreuzesform, die Albrecht von Sebisch, der Breslauer Festungsbaumeister, von dem auch der Bauentwurf für die Jauer'sche Kirche stammt, gewählt hatte, um eine noch größere Zahl von Kirchenbesuchern in der Fürstentumskirche unterzubringen. An der Schweidnitzer Friedenskirche ist viel herumgebaut worden. Darum hat sie ihren ursprünglichen schlichten Charakter eingebüßt. Freilich hat sie auch durch die malerischen, kapellenartigen Anbauten, z. T. Treppenaufgänge, im Gesamteindruck außerordentlich gewonnen. Auch im Innern wurde allmählich die Kirche ganz anders gestaltet. Die Schweidnitzer Friedenskirche ist auch eine Kirche der Stände im Fürstentum. Der Altar, ein richtiger Hochaltar im prunkvollen Barockstil, nicht die Kanzel und die reich geschmückten Bühnen, insbesondere die Fürstensteiner Loge, beherrschen den Innenraum. Auch diese Friedenskirche ist mit reichem biblischem Bildschmuck ausgestattet. In der farbigen Gesamtwirkung ganz gewiß von unvergleichlicher Schönheit. Aber wie ganz anders ist doch dieser Bildschmuck! Nicht die biblischen Tatsachen, die biblische Geschichte sollen hier zur Anschauung gebracht werden; es ist das lehrhaft-dogmatische Luthertum am Ausgang des 17. Jahrhunderts, das hier künstlerische Gestaltung gewinnt, in Bildern; die sichtbare Kirche, die *ecclesia militans*, die ihr evangelisches Kirchentum gegen Jesuiten und Calvinismus zu wahren weiß. Darum sind diese Bilder ohne nennbaren Zusammenhang; die Symbolik tritt an die Stelle der schlichten Schilderung und Erzählung. Nur einige Beispiele: Das bekannte Wort im 1. Petrusbrief 2, 9: „Ihr seid das auserwählte Volk, das königliche Priestertum“, veranschaulicht der Maler durch ein Bild mit einem rot behangenen Tisch, auf dem sich eine Krone und eine Truhe mit königlichem Schmuck befinden! „Wohl dem, der stets mit Gottes Wort umgeht!“ Für diesen Spruch (Sirach 14, 22) gibt der Künstler ein Bild, auf dem ein Mann unverwandt nach einer Uhr schaut, die gerade auf 12 zeigt! Und doch ist auch die Schweidnitzer Friedenskirche ein Kulturdenkmal sondergleichen; auch in ihr spiegelt sich der Geist der Zeit wider, der Geist des dogmatischen Luthertums und der prunk- und prachtentfaltende Barock im evangelischen Kirchenbaustil in Schlesien.

Die Gnadenkirchen

Durch die Friedenskirchen waren die kirchlichen Nöte in Schlesien nicht behoben worden. Weit, weit waren die Kirchenfahrten unserer Glaubensgenossen, verbunden mit Beschwernissen und Gefahren aller Art. Ach Gott, wie weit! Diese Umschrift trägt eine Denkmünze aus jener Zeit. Bis von Hirschberg und Landeshut kommen die Evangelischen in die Friedenskirchen von Schweidnitz und Jauer; die Oberschlesier, die Teschener sammeln sich in Lossen im Fürstentum Brieg. Da erscheinen zum drittenmal als Retter die Schweden. Diesmal ist es der jugendfrische Karl XII. In der Alttranstädter Konvention muß Kaiser Josef I. den Bau von sechs evangelischen Gnadenkirchen gestatten:

zwei in seinen Erbfürstentümern Schweidnitz-Jauer (Landeshut und Hirschberg), zwei im Herzogtum Glogau (Sagan und Freystadt), im Oelsnischen (Militzsch) und in Oberschlesien auf Drängen des Fürsten von Pleß (Teschen). Auch diese Kirchen sind keine bloßen Gemeindegkirchen, sondern fürstentumskirchen für weite Bezirke. Daher haben sie, wie die Friedenskirchen, große Ausmaße: zur Teschener Kirche zählen 40 000 Seelen; sie war lange Zeit die einzige evangelische Kirche in Oberschlesien. Sie sind Saalkirchen, Langhauskirchen oder Kirchen in Kreuzesform, Kirchen mit eingebauten Holzpemporen. Im Aufbau, je nachdem Mittel vorhanden sind, einfache Fachwerkbauten (Militzsch, Sagan, Freystadt) oder von vornherein massive Kirchenbauten (Landeshut 1720, Hirschberg 1709—1718). Als Kirchen des Gemeindegefanges immer stark durchfenstert. Im Innern 3. T. lichte Barockkirchen, ohne doch den Charakter der evangelischen Predigtkirche zu verleugnen; der plastische Bildschmuck beherrscht die Kanzel, den Orgelprospekt (Landeshut, Hirschberg); in Hirschberg sind sogar die Deckenwölbungen mit figürlichen Malereien reich geschmückt, wie bei den katholischen Pfarr- und Klosterkirchen jener Zeit (Grüßfau, Leubus). Sogar die Emporen schwingen in Landeshut nach der Orgel hin in echt barocken Schwingungen aus. Eigentümlich ist auch den Gnadenkirchen der geschmackvolle Gruppenbau; Kirche und Pfarrhaus, Schule und Kirchhof vereinigen sich zu einer ungemein anheimelnden Baugruppe. Draußen vor den Toren entsteht eine neue, evangelische urbs-sacra, wie die mittelalterlichen Klosteranlagen, nur ohne Mauern, in malerischer Lage, umgeben von schattenden Bäumen (Landeshut). Die schönste von diesen Gnadenkirchen ist die Hirschberger Kirche (1709—1718), wie die Landeshuter (1720) erbaut von dem baltischen Baumeister Martin Franz aus Liegnitz; der stilvollste evangelische Barockkirchenbau in Schlesien. Barock in ihrem polygonalen Grundriß. Ganz eigenartig und neu im Aufbau: in einem mächtigen Kuppelbau liegen an den Kreuzungen vier Schiffe! Zwischen den Kreuzungen sind vorspringende Eckbauten eingefügt. In immer neuen Anläufen steigt das Mansardendach empor, reich durchsetzt mit kleinen Dacherkern. Der ganze Zentralbau überragt von einer mächtigen Kuppel, gekrönt von einer echt schlesischen Barocklaterne. Barocke Türmchen auch auf den vier vorspringenden Eckbauten, die wie architektonische Trabanten den aufragenden Kuppelbau sinnig umgeben. Nehmen wir hinzu die wundervollen Gruftpaläste der reichen Schleierhändler auf dem nahen Friedhof, so ist hier eine barocke Kirchenanlage geschaffen worden, auf die die Protestanten Schlesiens mit Recht stolz sein können.

Die friderizianischen Bethäuser⁶⁾

Die kirchlichen Zustände, die Friedrich der Große in Schlesien vorfand, waren trotz der Friedens- und Gnadenkirchen überaus traurig. „Die königlichen Herren Offiziere, so

⁶⁾ Meine Abhandlung „Städtebau in Schlesien im Zeitalter Friedrichs des Großen“ in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens. — G. Grundmann: Die Bethäuser und Bethauskirchen im Kreise Hirschberg, 1921.

solches vorher kaum gewußt und geglaubt hatten, mußten doch mit großer Verwunderung vor den Ohren ihres huldreichen Königs davon sprechen, wie wunderbar ihnen die bisherige schlesische Kircheneinrichtung an so vielen Orten vorkäme. Da in manchen tausend und dreitausend, ja mehr lutherische Einwohner, die Kirchen aber in katholischen Händen zu finden waren, worin am Sonntag niemand anders zum Gottesdienst kommen konnte, wengleich mit allen Glocken geläutet wurde, als „der katholische Pfarrer und sein Schulmeister“. So urteilt ein Zeitgenosse über die kirchlichen Nöte der Evangelischen bei der Besitzergreifung Schlesiens durch die Preußen. Vier Fünftelle waren auf die Friedens- und Gnadenkirchen angewiesen. Diesen kirchlichen Mißständen wurde abgeholfen durch die Einrichtung der Bethäuser. Man hat Friedrich den Großen gescholten, daß er auf die katholische Kircheneinziehung nicht eine protestantische folgen ließ, daß er das brutale Unrecht der Gegenreformation nicht ausgeglichen und den Evangelischen die gewaltsam entrissenen Kirchen nicht wieder zurückgegeben hat. Man will das in Zusammenhang bringen mit dem kirchlichen Indifferentismus des Königs. Religiöse Momente durften für die schlesische Kirchenpolitik nicht bestimmend sein, Kirchenfragen und Religionsfragen mußten, wie nun einmal die Dinge in Schlesien lagen, vom Standpunkt der Staatsräson und der Toleranz geregelt werden. Der König mußte auf die katholische Kirche, auf den katholischen Adel Rücksicht nehmen. Katholizismus und habsburgische Gesinnung waren in Schlesien identisch. Und am Wiener Hofe war man eifrig bemüht, diesen Kampf um Schlesien zu einem Religionskriege zu machen, den protestantischen Preußenkönig zu einem Feinde der alleinseligmachenden Kirche zu stempeln. Daher die peinliche Zurückhaltung in der schlesischen Kirchenpolitik. Friedrich der Große hat den Evangelischen Schlesiens wohl die religiöse Freiheit gebracht, hat aber sonst große Zurückhaltung geübt. Für die Errichtung von Gotteshäusern konnte er ihnen keinerlei finanzielle Beiträge gewähren; für die Armee, für die Kriegführung, für den Wiederaufbau des Landes hatte er jeden Pfennig nötig, und so mußten diese Kirchen aus den bescheidenen Mitteln der Gemeinden errichtet werden. Durch Umlagen, aus den Erträgnissen des Kilingelbeutels wurden in der geldarmen Zeit die Baukosten bestritten. Schnell aufgerichtete Notbauten sind diese Bethäuser, leichte Fachwerkbauten, die nach einem Menschenalter wieder zusammenbrechen und durch massive Neubauten ersetzt werden müssen; und auch bei diesen entstehen die einzelnen Teile der Kirchengebäude bei der großen Armut allmählich nacheinander. Bescheiden, ärmlich sind sie auch in der inneren Ausgestaltung. Weit über 40 in den Städten, 200 im ganzen Lande. Und doch haben auch diese schlichten Gotteshäuser ihre Reize; sie sind wertvolle Kulturdenkmäler ihrer Zeit. Wie die mittelalterlichen Pfarrkirchen haben sie wieder ihren Platz innerhalb des Mauerringes: auf dem Ringe neben dem Rathause, in einer Straße, am Ende einer Straßenschlucht. Dem Grundrisse nach sind es unförmige Langhäuser, aber auch geschmackvolle polygonale Anlagen, und das ist neu, malerisch wirkend durch ihre Mansardendächer, auf deren Oberdach ein Barocktürmchen den Abschluß bildet. Anfangs turmlos wie die Friedenskirchen; erst als im Jahre 1754 die Bethäuser aus dem katholischen

Parochialverbände losgelöst und als Kirchen anerkannt wurden, geht man allmählich auch an den Bau eigener Glockentürme; anfangs hölzerne, mit Brettern umkleidete Glockenstühle, bis dann auch der evangelische Kirchturm im Stadtbilde erscheint. Diese evangelischen Kirchenbauten dürfen wir trotz ihrer bescheidenen Anlage als eine Bereicherung des Stadtbildes, des Marktbildes in unseren schlesischen Städten ansprechen. In Köben wird auf besonderen Wunsch des Königs ein polygonales Kirchlein errichtet als Gegenstück zu dem alten Rathaus, und so ein fein abgestimmtes Marktbild geschaffen. In Polkwitz gibt der massive Kirchenneubau zusammen mit dem friderizianischen Ratsgebäude ein recht anschauliches Bild von dem Baugesicht, dem Städtebau der friderizianischen Epoche: schlichte Einfachheit, unbedingte Zweckmäßigkeit und bei aller Anspruchslosigkeit würdig und wirksam — im preussischen Stil. In Prausnitz wird das neue, massive Bethaus in den barocken Rathausblock einbezogen; ein Baugedanke, wohl einzig in seiner Art. In Schmiedeberg werden nach einem Entwurf von Langhans, auf den ja viele von diesen massiven Gotteshäusern zurückgehen, Kirche, Schule und Pfarrhaus in einer vornehmen Kleinstraße vereinigt, von Baumgruppen umsäumt, also wieder ein Gruppenbau, aber in geschlossener Einheit, und am Ende als Straßenabschluß das imposante Gotteshaus in seinem ruhig gehaltenen, bürgerlichen Barockstil. Der schönste und reifste Kirchenbau von Langhans dürfte wohl das Reichenbacher Gotteshaus sein (1795): der Glockenturm mit seinem klassizistischen Portalbau, in drei Stockwerken emporsteigend, jedes an den Ecken von Säulen getragen, mit seiner fein herausgearbeiteten Barockhaube dürfte einer unserer schönsten Straßenprospekte in unseren schlesischen Städten sein. Eigenartig ist auch die Ausgestaltung des Innenraumes in den Bethäusern. Die Emporen vielfach oval eingebaut, wie in der Breslauer Hofkirche — das ist die eigentümliche Bühnenanordnung Langhansscher Gotteshäuser; für eine evangelische Predigtkirche ebenso praktisch wie die Vereinigung von Kanzel und Altar. Die innere Ausgestaltung ist einfach, schlicht, nüchtern, bildlos. Nur hier und da sind die Bilder der Pfarrer um den Altar herum an den Bühnen entlang angebracht (Löwenberg, Köben). Dieses sichtbare Gedenken an die Lehrer, die das Wort Gottes der Gemeinde gedeutet haben, ist eine ansprechende, nachahmenswerte Sitte. Leider sind die Bilder unserer ehrwürdigen Pfarrherren in die Gemeindegäuser, in die Konfirmandensäle, in die Sakristei verbannt. Im Gotteshause wären sie eine lebendige Kirchengronik, die der Gemeinde viel zu sagen hätte. Dieser nüchterne Innenraum spiegelt den Charakter der Zeit wider, für die Mühe und Arbeit der Lebensinhalt ist, wie das Leben des großen Königs, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und das evangelische Christentum, Ehrbarkeit und gute Sitte und treue Pflichterfüllung im Sinne von Immanuel Kant. Die Soldaten des Großen Friedrich ziehen in die Leuthener Schlacht unter dem frommen Gesange des Köbener Pfarrherrn Johann Heermann:

„Gib, daß ich tu mit fleiß,	Wozu mich dein Befehl
Was mir zu tun gebühret,	In meinem Stande führet . . .“

Und ein thüringischer geistlicher Liederdichter aus der Zeit faßt das vornehmste Gebot der Christenheit in die schönen Worte zusammen:

„Laß mich mit treuem Eifer tun,
Was mein Beruf begehrt,
Und in der Überzeugung ruhn,
Daß man so recht dich ehrt!“

Das ist das Gepräge der Zeit im Leben der einzelnen, in der Struktur des Staates, das Gepräge auch der schlichten, evangelischen Bethäuser in der friderizianischen Zeit.

Reformierte Kirchen

Von diesen schlichten Bethäusern heben sich die beiden reformierten Kirchen, die Breslauer Hofkirche und die Garnisonkirche in Glogau, in der die reformierte Gemeinde von Anfang an zu Hause war, als viel bedeutendere Kirchenbauten sichtbar ab. Das reformierte Bekenntnis und seine Lehrer wurde, wenn ich die Zeit recht verstehe, in Schlesiens zum Glaubensbekenntnis der gebildeten Stände, der Beamten und des Militärs. Und so kommt es auch in Schlesiens zum Bau von reformierten Kirchen als Sammelorte für die weitverstreuten Bekenner der calvinistischen Lehre. In Breslau entsteht der schöne Barockbau der Hofkirche (1750) und in Glogau der klassizistische Kirchenbau der evangelischen Garnisonkirche (1790), beide dem Brauch der Zeit entsprechend in der Straßenflucht und doch auch so von außerordentlicher Wirklichkeit, besonders durch ihre reiche und kunstvoll herausgearbeitete Fassade. Die Hofkirche, eine erste reformierte Kirche mit Altarnische, ohne jeden Zierat. Selbst das schöne, goldene Kreuz zwischen Altar und Kanzel ist bei der Erneuerung der Kirche entfernt worden. Sonst von fein abgestimmter Raumwirkung durch die Farbgebung, durch die schwungvolle Führung der Emporen. Die Glogauer Kirche in ihrem Gesamteindruck von so vornehmer, klassischer Ruhe und Würde, daß sie auch trotz ihrer bescheidenen Ausmaße neben dem mächtigen Prunkbau der Jesuiten zur vollen Geltung kommt.

Gustav-Adolf-Kirchen⁷⁾

Die segensreiche Tätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins, der sich seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts der evangelischen Glaubensgenossen in der Diaspora annahm, hat sich auch in Schlesiens, das ja durch die Gegenreformation zum großen Teil zur Diaspora geworden ist, in der Gründung von evangelischen Gemeinden und im Bau von Gotteshäusern segensreich ausgewirkt. Insbesondere in der Grafschaft Glatz und in dem katholischen Oberschlesiens. Die Kirchen in Reinerz, Landeck und in Jobten sind

⁷⁾ Brudernot und Bruderhilfe. Gustav-Adolf-Bilder aus Schlesiens, 1926.

wohl die ersten evangelischen Kirchen, die mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins errichtet wurden. Es sind alles schlichte, bescheidene Kirchlein; zumeist in dem damals üblichen gotischen Baustil. Die Kirche in Leobschütz zum Gedächtnis des Markgrafen Georg von Jägerndorf errichtet, dem Reformator Oberschlesiens, dürfte unter den Gustav-Adolf-Kirchen eine der ansprechendsten Kirchenbauten sein.

Die monumentalen kirchlichen Neubauten um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts

Wie in der katholischen Kirche in dieser Bauperiode der Bischof Heinrich Förster, der Freund und der bewußte Förderer der Gotik im Kirchenbaustil, für die kirchlichen Neubauten die Stilrichtung bestimmte, so wurden für den evangelischen Kirchenbau die Regulative der Eisenacher Kirchenkonferenz vom Jahre 1861 maßgebend. Man baute nur gotische Kirchen. Wir wollen es ruhig eingestehen, daß diese kirchlichen Neubauten oft von recht bescheidenem Kunstwert waren. Das Mittelalter mit seinen kirchlichen Bauformen trat in den Vordergrund. Ein Ausklang der Romantik, die sich auch sonst im deutschen Geistesleben in jener Zeit bemerkbar machte. Das Urteil über diese Nachahmung älterer Baustile ist ja heute in manchen Kreisen scharf ablehnend. „Die Nachahmung vergangener Stilformen — auf kirchlichem Gebiete besonders wie romanische und gotische Kunst — ist als ein geistiger Diebstahl nicht nur unkünstlerisch, sondern auch unmoralisch und sollte deshalb für kirchliche Aufgaben nicht in Frage kommen“ (Reichskunstwart Redslob). „Auch unsere Kirchenbauten müssen die Sprache unserer Zeit sprechen, müssen aus den geistigen und künstlerischen Voraussetzungen der Zeit heraus gestaltet werden“ (Wiesenhütter, 29). Kunstkritische Werturteile abzugeben, ist Sache der berufenen Fachleute. Der Historiker und wohl auch der kunstverständige Laie hat nur danach zu fragen, welcher Bauwille die Meister dieser neuen Kirchenbauten beherrschte, welche neue Bauformen sie in den Kirchenbau einführten, welche Gesamtwirkung diese Bauten hervorrufen, und wie die Eigenart der evangelischen Kirche in ihnen bewahrt und durchgeführt worden ist. In der Breslauer Lutherkirche (1893—96), die mit der Görlitzer Lutherkirche (1902) am Eingange dieser neuen monumentalen Bauperiode steht, haben die beiden Baumeister auf alte Kirchenformen zurückgegriffen und mit meisterhafter Beherrschung und Verwendung gotischer Formen ein Bauwerk geschaffen, das als Ganzes und in seinen Teilen eine eindrucksvolle Wirkung zweifellos hervorruft. In der Folgezeit greift die Abneigung gegen die mechanische Anwendung geschichtlicher Stile immer mehr um sich. Man sucht aus dem Geist der Zeit heraus schließlich neue kirchliche Bauformen zu schaffen und das Idealbild der schlesischen Predigtkirche in neuen Formen herauszuarbeiten. Breslau ist die Stadt der schönen, großen, monumentalen Kirchenbauten geworden. In 18 Jahren sind nicht weniger als sechs Kirchen gebaut worden, d. h., alle drei Jahre eine Kirche.

An der Erlöserkirche (1904) rühmt man besonders den prachtvollen, ganz neuen und eigenartigen Entwurf des Innenraumes. Der Innenraum keine Hallenkirche, keine Saalkirche mehr, sondern zusammengefaßt in einem mächtigen Kuppelgewölbe, das von den vier Tonnengewölben der Kreuzarme getragen wird. Ein Kuppelbau im Dienste der evangelischen Predigtkirche! Ein ganz neuer Baugedanke. Das Ganze gestützt von mächtigen Eckpfeilern und unten eingerahmt von säulengetragenen Rundbögen. Das bringt in der Tat eine gewaltige Raumwirkung, wie es eines großen Gotteshauses würdig ist. Kanzel, Altar und Orgel sind in der Mittelachse vereinigt, die Sitzplätze amphitheatralisch angeordnet, für eine Predigtkirche ebenso zweckmäßig wie wirksam. Der Blick auf Kanzel und Altar wird nirgends behindert. Die großzügige, bildartige Ausschmückung wirkt andachtsvoll und erhebend. Ein ganz neuer, eigenartiger Kirchenbau ist auch die Breslauer Johanneskirche (1909). Der Baumeister hatte hier eine besonders schwierige Aufgabe. In der Nähe des Wasserturmes sollte ein Kirchenbau entstehen, der neben dem profanen Riesenbau zur Geltung kam. Und wie hat er seine Aufgabe erfüllt! Der Turm wurde zur Dominante des ganzen Baues: Die Wucht und die Wirksamkeit des Turmes wird verstärkt durch den breiten Unterbau, durch die zweimal vier Ecktürme an den Enden der Stockwerke, durch das breit herumgelagerte Kirchengebäude, das gleichsam zum Unterbau der Turmanlage wird. Verstärkt durch die polyphone Gliederung dieses Unterbaues, der in fein abgemessenen Abstufungen allmählich zu dem richtigen Zentralbau des Glockenturmes emporstrebt, wie die Kleinbauten an unseren schlesischen Ratstürmen. Die Pauluskirche (1913) soll mit den Pfarr- und Gemeindehäusern eine der großartigsten und reizvollsten evangelischen Gruppenbauten in Deutschland sein; ein würdiges Seitenstück zu den breitgelagerten Klosteranlagen des Mittelalters, den eine riesige Baufläche bedeckenden Bauten der Jesuiten. Die Luisekirche (1916), ein Torso aus der Kriegszeit — das Pfarrhaus fehlt noch —, redet im äußeren Aufbau schon stark die Sprache der neuen Zeit: Durchfensterung des Turmes, zum Teil auch des Gotteshauses; verkürzte Endung des Turmes, die wir bisher nur als Notbedachung bei unseren Kirchenbauten kannten; hallenartige Eingänge statt der althergebrachten Kirchenportale. Während unsere Breslauer Kirchenneubauten mehr oder minder immer noch eine Anlehnung an den Kirchenbaustil vergangener Zeiten zeigen, ist die Kreuzkirche in Görlitz aus dem Jahre 1915 ein Kirchenbau ganz neuen Stiles; hier wird der Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, und doch ist es in vielen Dingen ein Bau von außerordentlicher Schönheit. Der Baumeister war hier mehr als in anderen Großstädten in der glücklichen Lage, seinen Kirchenbau in einen schönen Landschaftsraum hineinzusetzen, und so hat er hier ein wohlabgewogenes Kirchenlandschaftsbild geschaffen, das in seiner Gesamtwirkung von unvergleichlichen Reizen ist: „Kraft, Ernst und Schönheit, rhythmische Verteilung der Massen“ (Wiefenhütter). Prachtvolle Ausblicke in die Landschaft bis zur Landeskronen. Die Vorderansicht zeigt ganz neue, auch abgemessene Formen. Der mächtige Turm, die architektonische Dominante, umlagert von einem ganzen Komplex von Portalbauten,

die wieder in dem antiken Hauptportal ihren sammelnden Mittelpunkt haben. Außerordentlich wirksam ist das große Turmfenster mit der eigenartigen Fensterfüllung, dem Kreuz, dem Symbol der Kirche, das auch im Innern der Kirche vielfach wiederkehrt. Die verkümmerte Turmendung wird hier ebenso erträglich durch die emporstrebenden Kleintürme am Oberbau, wie der seitliche Anbau nach Art eines Hochhauses mit seiner abgestuften Bedachung. Und nun das Innere! Der vornehm gehaltene Treppenaufgang mit den gotischen Bronzetüren. Freilich kein Kircheneingang, mehr ein Eingang zu einem Festsaal. Dem Innenraum, so prachtvoll er gestaltet ist, fehlt leider der sakrale Charakter: die Decke flach, kassettiert, der Orgelchor, eine Sängerbühne gleich hinter dem Altar; anstatt der Kanzel eine Rednerbühne! „Nimmt man die Orgel und den Altar weg, so könnte man meinen, man befinde sich in einem intimen Festsaal“ (Wiesenhütter). Diesem Kirchenraum fehlt das Weihevollle, das Erhabene, das Erhebende. Ob wir auf diesem Wege im Kirchenbau weitergehen werden? Wer weiß es? Das eine bleibt gewiß: auch ein evangelischer Kirchenbau, der dem neuzeitlichen Bauwillen Rechnung trägt — man mag gestalten, wie man will —, wird trotz aller religiösen Wandlungen, trotz aller Neuerungen in unserem kirchlichen Leben auch für den modernen Menschen ein Gotteshaus, das Haus des Herrn, da Gottes Ehre wohnt, bleiben müssen, ein Ort höchster, weihvoller Stimmung, eine Stätte der Andacht und der inneren Sammlung in Freud und Leid, die architektonische Ausdrucksform evangelischen Kirchentums!

Lutherdenkmäler in Schlesien

Von Kirchtat J. H. Müller

Es ist erklärlich, daß man auf Lutherdenkmäler am häufigsten im Sachsenlande stößt. Die Städte, in denen der Reformator gelebt und gewirkt hat, haben es alle als ihre Ehrenpflicht angesehen, sein Bild der Nachwelt zu dauerndem Gedächtnis vors Auge zu stellen. Eisleben, Magdeburg, Eisenach, Erfurt, Wittenberg, Schmalkalden, Koburg haben alle ihren erzenen Luther, sogar das Dorf Möhra und die Kleinstadt Mansfeld mit ihren 2200 Einwohnern, hier in der ansprechenden Brunnenfigur vor dem Elternhause: Luther als Schüler. Auch die Städte mit großen reformationsgeschichtlichen Erinnerungen haben es sich nicht nehmen lassen, ihren Anteil an jener entscheidenden Zeit durch Errichtung eines Lutherstandbildes sichtbar festzulegen. Dabei wuchsen manchmal die Denkmäler des Reformators über dessen Einzelperson hinaus; so in Wittenberg, wo vor dem Rathause auf dem Markt gleichzeitig zwei im Aufbau ganz gleiche Standbilder der beiden Zeit- und Arbeitsgenossen Luther und Melanchthon errichtet wurden; in Leipzig, dessen Reformationsdenkmal die Doppelstatue Luthers und Melanchthons zeigt; in Berlin, wo Luthers Hauptgestalt von seinen Mitarbeitern, Zeitgenossen und Gesinnungsverwandten in lebendig bewegten Stellungen umgeben ist, bis hin zu der größten Darstellung dieser Art, in Worms, bei der auch seine Vorläufer und die Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg in eine Gesamtschau des ganzen Reformationszeitalters hineingestellt worden sind.

Nach Schlesien ist Luther niemals gekommen, auch seine Beziehungen zu unserer Provinz waren nicht sehr zahlreich. Aber seine Lehre hat hier rasch Wurzel geschlagen und Anhänger gefunden, und die Geschichte mancher schlesischen Kirchengemeinde läßt sich rückwärts über die schwere Zeit der Gegenreformation bis in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts und bis zu persönlichen Einflüssen Luthers hin verfolgen. Und so fehlen auch im Schlesienerlande nicht seine Standbilder, von dankbaren Enkeln ihrem geistigen Vater gewidmet. Allerdings treten sie mit einer einzigen Ausnahme nicht vor dem Jahre 1882 auf, sind nicht sehr zahlreich, und nicht alle dürfen auf besonderen künstlerischen Wert Anspruch machen; doch ist manche tüchtige Arbeit darunter, dem schaffenden Bildhauer und der stiftenden Gemeinde zum Lobe. Lutherdenkmäler in ganzer Gestalt stehen in den fünf Städten Breslau, Görlitz, Liegnitz, Brieg, Reichenbach, drei Lutherbüsten in Lauban, Löwenberg und Hirschberg, und zwei Denksteine mit Lutherbildnissen in Freiburg und Utschütz (jetzt Wittenau), Kr. Rosenberg OS.

Die erstgenannten drei Städte haben sich mit Nachbildungen der Luthergestalt vom Wormser Denkmal begnügt. Es ist das bekannte Bild, das den Reformator darstellt, wie er, die rechte Faust auf der geschlossenen, im linken Arm gehaltenen Bibel ballend mit trotzig, zuversichtlichem Gesichtsausdruck in die Ferne, in die Höhe schaut, also etwa

in dem Augenblick, als er sein: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ spricht. Die Gesichtszüge zeigen den von Ernst Rietschel für das Wormser Denkmal selbst modellierten Lutherkopf. Sie lehnen sich offenbar an die Bilder von Lukas Cranach in der uns allen bekannten und vertrauten Form an, sind aber wohl für den damals (1521) erst 37jährigen Mann etwas zu alt; denn die Cranach'schen Ölgemälde stammen aus einem höheren Lebensalter des Reformators. — Diesem Rietschel'schen Luther ist es ähnlich ergangen wie dem Thorwaldsen'schen Christus. Man sah in ihm lange Zeit eine klassische, schlechthin unübertreffliche Darstellung und vervielfältigte ihn in immerwiederkehrenden Nachbildungen. Insbesondere auch dort, wo beschränkte Mittel die Neuschöpfung eines Originalwerkes verboten, griff man auf dieses wirklich wundervolle und kraftvoll wirkende Bildnis zurück. Andererseits muß aber auch eingestanden werden, daß die kunstarme Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts in solchen Wiederholungen ihr eigenes schöpferisches Unvermögen aussprach, sonst stünde z. B. vor der Frauenkirche in Dresden nicht derselbe Luther wie in Worms.

für Breslau wurde ein genauer Nachguß des Wormser Originals in der Größe von 3,2 Metern und dem Gewicht von 30 Zentnern von derselben Gießerei in Lauchhammer hergestellt, in der noch die alten Gußformen vom Jahre 1868 vorhanden waren. Es fand seine Aufstellung am Westgiebel der am 27. Januar (Kaisers Geburtstag) 1896 eingeweihten Lutherkirche, die ja selbst nach dem Willen ihrer Erbauerin, der Bernhardingemeinde, ein Ehrenzeichen für den Reformator sein soll; ihre Errichtung wurde im Jubiläumsjahr 1883, und zwar von vornherein als „Lutherkirche“ beschlossen. Man hat das Standbild nicht vor die Kirche gesetzt, sondern mit dem Gebäude verbunden und es, etwa in der Höhe des ersten Stockwerkes, auf eine aus der Mauer auskragende Konsole gestellt.

Im Jahre 1901 wurde in Görlitz auch eine Lutherkirche eingeweiht, aber erst zwei Jahre später nahm der bereits aufgetauchte Plan, ein Lutherdenkmal zu errichten, festere Formen an. Um für eine Geldsammlung zu werben, wurde eine Ausstellung von Denkmalsentwürfen und Abbildungen der bekanntesten Lutherdenkmäler von Wittenberg, Worms, Dresden, Magdeburg, Nordhausen, Eisenach veranstaltet. Trotzdem die Spenden reichlich aus den städtischen Gemeinden flossen, wurde auch hier vom Denkmalsauschuß der Rietschel'sche Luther gewählt und, wie für Breslau, in Lauchhammer nachgegossen. Das ist an sich bedauerlich; denn die vorhandenen Mittel hätten für ein eigenes Kunstwerk gereicht; eine nicht verbrauchte Summe wurde für zwei Gemälde in der Kirche verwendet. Das Denkmal erhielt seinen Platz auf einem Sockel von rotem Sandstein vor der zum Hauptportal der Kirche führenden Freitreppe und wurde am 21. Juni 1904 enthüllt.

Liegnitz hat nicht weniger als drei Nachbildungen des Rietschel'schen Werkes, aber alle drei treten nicht als selbständige Kunstwerke auf, sondern dienen als Bildschmuck für Gebäude. Das Westportal der Peter-Paul-Kirche erhielt bei den Erneuerungsarbeiten durch Professor Ohn 1892 bis 1894 eine besonders reichliche Ausschmückung.

Nach Art des gotischen Baustils sind hier, umrankt von steinernem Maßwerk, drei Sandsteinfiguren aufgestellt. Über der doppelten Eingangstür steht krönend Luther. Auf den das Portal seitlich stützenden Pfeilern steht links Melanchthon, rechts Kurfürst Joachim II. von Brandenburg; dieser mit Beziehung darauf, daß er der erste evangelische Hohenzoller gewesen ist, sowie daß er im Jahre 1537 mit dem Liegnitzer Pfälzherzog Friedrich II. einen gegenseitigen Erbvertrag geschlossen und dadurch später Schlesiens in engere Beziehungen zu Brandenburg-Preußen gebracht hat; denn die Ansprüche Friedrichs des Großen auf Schlesiens gründeten sich auf diesen Vertrag. — Außerdem steht dasselbe Lutherbild noch zweimal in Liegnitz, und zwar, obwohl es vom künstlerischen Standpunkte undenkbar scheinen mußte, beide Male an demselben Gebäude. Die 1882 eingeweihte, zu Ehren der Pfälzherzogin Hedwig genannte Volksschule in der Hedwigstraße ist als ein Doppelgebäude errichtet in strengem Gleichmaß der einzelnen Teile. Über den völlig gleichgeformten Eingangstüren stehen sowohl auf der Süd- wie auf der Nordseite, ebenfalls aus Sandstein, rechts die Standbilder Luthers, links die Melanchthons.

Das von dem Berliner Bildhauer Robert Hannig in heller Bronze geschaffene Lutherdenkmal in B r i e g wurde unter Teilnahme der städtischen Behörden, der Pastoren des Kreises und der evangelischen Gemeinde am 10. November 1905 enthüllt. Der Brieger Lutherverein hatte seine Errichtung veranlaßt und die Kosten von 12 000 Mk. gesammelt. Luther ist dargestellt im Gelehrtenanzug mit Mantel und Barett, wie er die Stufen zur Wittenberger Schloßkirche emporsteigt, um die Thesen an die Tür anzuschlagen; in der linken Hand hält er das Thesenblatt, in der rechten den Hammer. Aber „nicht nur der Thesenanschlag ist hier abgebildet, sondern der weltgeschichtliche Luther mit den Sinnbildern seines Wirkens“. Der Sockel aus rotem Main-Sandstein ist mit den drei Bildnissen Friedrichs des Weisen, Melanchthons und Joh. Seb. Bachs geschmückt. Die vierte Seite zeigt die Worte: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Das insgesamt über sieben Meter hohe Denkmal steht auf dem der Südseite der alten Nikolai-Stadtpfarrkirche vorgelagerten Platz, der gärtnerisch ausgestaltet ist.

Auch auf dem Lutherdenkmal in R e i c h e n b a c h (u. d. Eule) ist an die Tat vom 31. Oktober 1517 angeknüpft. Das Denkmal ist eine Frucht der Erregung über die Borromäus-Enzyklika vom Jahre 1910, die voll von Schmähungen des Protestantismus war und den berechtigten Widerspruch aller Evangelischen herausfordern mußte. Binnen Jahresfrist wurden infolge eines Aufrufs 10 000 Mark an freiwilligen Spenden aufgebracht; 2000 Mark Reingewinn von der Aufführung des Herrigschen Lutherdramas kamen hinzu, dadurch war die Kostenfrage schnell gelöst. Man war zwar auch hier anfangs willens, sich mit einer in einer Denkmalsfabrik vorrätigen Lutherstatue zu begnügen, wurde aber von der Leitung des Breslauer Kunstgewerbemuseums, wohin man sich ratsuchend gewendet hatte, auf einen jungen Breslauer Bildhauer, Paul Schulz, aufmerksam gemacht, und dieser hat das Vertrauen gerechtfertigt. Er stellte auf einen zwei Meter hohen Sockel eine drei Meter hohe, wuchtige Gestalt. Auch dieser

Luther trägt, wie der in Brieg, in der rechten Hand den Hammer, in der linken das Thefenblatt, ist aber im Gegensatz zu jenem in sehr bewegter Haltung voranschreitend dargestellt und weist Gesichtszüge auf, die, von der üblich gewordenen Auffassung des Lutherbildes abweichend, einem jüngeren, kraftvollen, aber hageren Manne angehören. Von diesem Denkmal sagt Prof. Dr. Buchwald in der Zeitschrift „Schlesien“ (Jahrgang 1912, Nr. 7, Band V, Seite 189): „Es ist nicht nur ein Denkmal, sondern ein Kunstwerk. Dieser Luther ist ein feines, gutes Werk. Die in dem Reformator angesammelte Kraft drängt zu einer entscheidenden Tat; eine hinreißende Geste erfüllt den Körper als Resonanz seines sturmoollen Geistes. Der Gelehrtentalar — eine weit erlaubte, künstlerische Freiheit; denn Luther trug damals noch die Dominikanerkutte (soll heißen Augustinerkutte. D. D.) — ist gespannt wie ein Segel im Winde, aber dabei tritt die plastische Form des Körpers klar zutage. Und trotz der Augenblicksbewegung ist die monumentale Ruhe gewahrt, die Stärke und Größe des Gesamteindrucks nicht durch Einzelheiten gestört. Der Vergleich von Rauchs Blücherdenkmal in Breslau mit diesem Marschall Vorwärts des Geistes liegt nahe und ist auch schon gezogen worden. Der Kopf, auf Grund eingehender Studien entstanden und dem Cranachschen Holzschnitt ‚Luther als Mönch‘ nahestehend, paßt in seiner jugendlichen, etwas asketischen Erscheinung vortrefflich zu dem noch jungen, leidenschaftlichen Reformator.“ Der Vorsitzende des Denkmalsausschusses, Pastor prim. Obst, schrieb damals bei der Einweihung sehr richtig: „Hier spricht sich die gewaltige Geisteskraft des Helden aus in der breiten, wuchtigen Stirn, sein eherner Wille in dem hervorstehenden Kinn und dem starken Knochenbau des Gesichts, aus dem auch seine bäuerliche Abkunft sich zu erkennen gibt.“ So steht nicht in einer führenden Großstadt, sondern in einer kleinen Mittelstadt das beste schlesische Denkmal des Reformators. Seinen Platz hat es auf der Promenade an deren Schnittpunkt mit der Breslauer Straße.

Durch eine Stiftung des königl. Kommissionrats und Landtagsabgeordneten, Kaufmanns E. Borghardt, kam die evangelische Gemeinde in L a u b a n in den Besitz einer bronzenen Lutherbüste. Diese fand ihren Platz auf einem Sockel von rotem Sandstein in den Parkanlagen auf der Südseite der Kreuzkirche und wurde von dem Geschenkgeber am 11. November 1883 mit einer Ansprache der festlich versammelten Gemeinde übergeben. Gegossen wurde die Büste von K. A. Bierlein in Dresden, vermutlich auf Bestellung mehrfach. Ihr Bildner ist nicht bekannt. Alljährlich wird am Reformationsfest von der Kirchengemeinde ein Kranz am Sockel niedergelegt.

Einer wiederholt in der Gemeinde laut werdenden Anregung folgend, trat 1906 in L ö w e n b e r g ein Ausschuß zur Aufstellung einer Lutherbüste auf dem Kirchplatz zusammen. Man wollte, wie der Aufruf sagt, „ein Erinnerungszeichen an die schweren Glaubenskämpfe der Vorfahren haben und die gegenwärtigen und kommenden Generationen mahnen, die Güter der Reformation hochzuhalten und dem Gottesmann Luther ein dankbares Gedenken zu bewahren“. Gaben aus Stadt und Umgebung, auch von früheren Gliedern der Gemeinde, ermöglichten die Erfüllung dieses Wunsches aus

eigener Kraft. Mit der Ausführung wurde der durch andere Werke bereits bewährte Darmstädter Bildhauer Robert Cauer betraut. Er stellte Luther dar als älteren, gereiften Mann, dem man die überstandenen harten Kämpfe ansieht. Die Büste wurde zwischen Kirche und Pfarrhaus auf einen zwei Meter hohen Sockel aus poliertem, hellem Granit aufgestellt und am Martinstage 1906, einem Sonntage, feierlich übergeben. Durch festgottesdienst und Gemeindeabend wurde der Tag zum Kirchenfest und zur protestantischen Kundgebung in großem Ausmaß. Bei der Enthüllungsfeier wurde folgender, von dem als Heimatdichter bekannten Sanitätsrat Dr. Baer aus Hirschberg verfaßter Weihepruch gesagt:

So ist die Hülle denn gefallen, die uns das edle Bildnis barg.
Nun rede, Luther, zu uns allen, wie einst, der Windsbraut gleich, so stark.
Die Kinder, die zu deinen Füßen hier spielen werden, froh vereint,
Die soll dein mildes Auge grüßen, du Vater und du Kinderfreund.
Dem Jüngling zeig' die troh'gen Falten, vom Jorn in deine Stirn genagt;
Umringt von feindlichen Gewalten, hast du dem Teufel nicht gezagt.
Den Frauen sprich von deiner Käthe und deinem deutschen Ehebund,
Von deinem brünstigen Gebete, von Liedern, die uns sang dein Mund.
Den Männern aber zeig' dein Herze, das deutsche Herze, wie Gold so klar,
Im Glauben fest, bereit zum Scherze, dem Freunde treu, unwandelbar,
So stehe, Bild, der Stadt zum Segen! Dich hüten sei der Bürger Pflicht.
Sei ein Symbol uns allerwegen für Glaubensfreiheit und für Licht!

Zur Metallablieferung für Kriegszwecke im Jahre 1917 bereits vom Sockel abgenommen, entging die Büste durch verzögerten Abruf der Einschmelzung und konnte dann noch der Gemeinde erhalten bleiben. Seitdem steht sie wieder am alten Platz und ist, von gärtnerischen Anlagen umgeben, eine Zierde der alten, an Sehenswürdigkeiten reichen Boberstadt.

Die dritte, älteste und wertvollste Lutherbüste ist kein öffentliches Denkmal; sie gehört der Hirschberger Gnadenkirchen-Gemeinde und ist in der Lutherhalle dieses Gotteshauses aufgestellt. Um eine Erinnerung an das 300jährige Jubelfest der Reformation zu schaffen, vereinigten sich Kirchengemeinde und Stadtverwaltung zur Erwerbung einer Lutherbüste. Sie gaben den Auftrag hierfür dem damals neben Christian Rauch berühmtesten Berliner Bildhauer Johann Gottfried Schadow. Dieser fertigte damit sein erstes Bronzewerk, bis dahin hatte der Künstler noch nichts in Erz geschaffen. Der Preis betrug 500 Taler. Auf dem die Büste tragenden Block aus Kauffunger Marmor sind die Worte eingemeißelt: „Der Nachwelt schwacher Dank. 31. Oktober 1817.“

Seit 1934 hat Freiburg einen Luthergedenksstein. Er steht am unteren Ende der Landeshuter Straße auf einem durch Abbruch einer Scheune freigelegten ansteigenden Geländeviereck, das von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt und Lutherplatz genannt wurde. In einer von Mannschaften des freiwilligen Arbeitsdienstes her-

Lutherdenkmal in Freiburg i. Schlef.



Lutherdenkmal in Wittenau (früher U[hüt]), Kr. Köfenberg, Ober[hlesien]

gerichteten Schmuckanlage mit Felsengarten, Steintreppen, Ruhebänken und abschließendem Laubengang aus geschälten Baumstämmen steht der aus taubengrauem schlesischen Marmor geformte, gedrungene Obelisk mit der knappen Beschriftung: „Martin Luther 1483—1933. Ein' feste Burg ist unser Gott!“ und einem länglich-runden Bildrelief aus dunkler Bronze. Der Schöpfer des Reichenbacher Lutherdenkmals, Paul Schulz, von dem auch die Johannes-Hieß-Gedenktafel an der östlichen Chorwand der Maria-Magdalenen-Kirche in Breslau stammt, hat es ausgeführt. Die Übergabe an die Öffentlichkeit erfolgte am 1. Juli in feierlichster Weise mit einem von Bischof D. Jänker gehaltenen festgottesdienst in der evangelischen Kirche, Festzug durch die fahnen-geschmückte Stadt und Weihhandlung auf dem Denkmalsplatz, bei der der Herr Bischof noch Gelegenheit hatte, in seiner Festrede die Zusammenhänge zwischen Deutsch-tum und Christentum zu betonen.

Als jüngstes öffentliches Erinnerungszeichen an Luther steht in der oberschlesischen Diaspora in U s c h ü t z im Kirchspiel Koschowitz der zum 450. Gedächtnis an den Geburtst- tag des Reformators am 10. November 1933 gestiftete, aber erst 1935 fertiggestellte, Lutherstein. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die zu zwei Dritteln katholische politische Gemeinde einen Platz hierfür in schöner, waldreicher Gegend an der zu einem nahen Ausflugsort führenden Chaussee bereitgestellt hatte. In einen über zwei Meter hohen Granitfindling ist eine Bronzetafel in Größe von 50×35 Zentimeter eingelassen. Sie zeigt das Brustbild Luthers nach Lukas Cranach, darunter die Lutherrose, die Inschrift „450 Jahre Dr. Martin Luther. 10. XI. 1483 — 10. XI. 1933“ und die erste Zeile des Lutherliedes. Der Entwurf des Ortpfarrers Teichmann wurde von dem Bild- hauer Erik Blase aus Pitschen ausgeführt. Den Hintergrund bildet die zwei Jahre vor- her dort gepflanzte Lutherreide; umrahmt wird das Ganze von 200 edlen Rosenstöcken innerhalb einer lebenden Hecke.

Ogleich es nicht unmittelbar zu der hier gegebenen Zusammenstellung gehört, sei noch darauf hingewiesen, daß auch die Pflanzung von Lutherbäumen dem Wunsche, das Andenken des Reformators zu ehren, entsprang. Schon 1883 bot sich bei der 400-Jahr- feier seines Geburtstages eine Gelegenheit dazu. Der Schlesiische Hauptverein des Evan- gelischen Bundes pflanzte in der Grünanlage an der Lutherkirche, der Breslauer Orts- verein im Garten des Bernhardinhospitals an der Sakristei der Kirche, der Gründungs- stätte des Evangelischen Bundes in Schlesien, Schößlinge der Wittenberger Eiche vor dem Elstertor zum Gedächtnis; andere Gemeinden folgten. Bei dem wegen des Krieges von der Öffentlichkeit wenig beachteten 400jährigen Reformationsjubiläum 1917 regte der Schlesiische Hauptverein nochmals, und zwar mit günstigem Erfolge, die Pflanzung von Lutherbäumen an. Aus Schweidnitz, Kreuzburg, Jauer, Waldenburg, Seiden- berg O.L., Kohlfurt, Rietzchen, Lomnitz, Daubitz O.L. wurde die vollzogene Tatsache ge- meldet. Hirschberg-Lunnersdorf und Ratiborhammer O.S. haben ihre Lutherlinden; die zuletzt genannte ist durch einen Findlingsblock aus rotem schwedischen Granit mit einer Inschrift kenntlich gemacht. Doch dürfte sich diese Reihe sicher noch erweitern

lassen, wenn eine solche Lutherehrung nicht als Privatangelegenheit der Einzelgemeinde angesehen, sondern als Sache der Provinzialkirche behandelt und öffentlich bekanntgemacht worden wäre.

Werden wir beim Anblick der Lutherstandbilder an den berühmten, alten, lateinischen Spruch erinnert: Exegi monumentum aere perennius, der den Sinn hat, daß großen Männern dauerhaftere Denkmäler aus Dankbarkeit und Verehrung als aus Erz und Stein errichtet werden, so denken wir bei den Luthereichen hin und her im Lande an Johann Gottfried Herders markiges Wort:

Mächtiger Eichbaum! Deutschen Stammes!
Gottes Kraft!
Droben im Wipfel braust der Sturm;
Du stehst mit hundertbogigen Armen
Dem Sturm entgegen und grünst!
Der Sturm braust fort! Es liegen da
Die dürren, armen Äste,
Jach darniedergesaut. Du, Eichbaum, stehst!
Bist Luther!

Das Liebeswerk des Schlesiſchen Hauptvereins des Evangelischen Bundes an den deutſchen Glaubensbrüdern in Böhmen und Öſterreich

Von Dr. Ludwig

Dem Evangelischen Bund fiel um die Jahrhundertwende eine neue Aufgabe als ein wahres Gottesgeſchenk in den Schoß: Die Arbeit an der Los-von-Rom-Bewegung in Öſterreich, die an verſchiedenen Stellen des alten Öſterreichs aufbrach, beſonders in Böhmen und Steiermark. Wie dieſer Ruf „Los von Rom!“ entſtanden iſt, führt Bundesdirektor Lic. von der Heydt in ſeiner zum 50jährigen Beſtehen des Gesamtbundes verfaßten Feſtſchrift „Gute Wehr“ des näheren aus¹⁾. Das Verdienſt des Evangelischen Bundes iſt es, daß ſich aus der anfangs vorwiegend politiſchen Bewegung eine religiös-kirchliche, eine evangelische Bewegung entwickelte, die aber ihrer nationalen Vergangenheit nie untreu geworden iſt. Als dieſe Bewegung im Jahre 1898 den Evangelischen Bund vor die Frage ſtellte, wie er ſich dazu verhalten ſollte, ſetzte dieſer einen „Ausſchuß zur Förderung der evangelischen Kirche in Öſterreich“ ein.

Die Verzahnung zwiſchen dem Evangelischen Bund und dem Hilfswerk für Öſterreich rückwärtsſchauend zu beobachten, wie ſie ſich im Laufe der faſt vier Jahrzehnte des Beſtehens der Liebeſtätigkeit für die deutſch-evangelischen Glaubensgenoſſen in Öſterreich gewandelt hat, iſt ſehr lehrreich. Dieſe Entwicklung ſpielte ſich, aus dem Blickwinkel eines Hauptvereins geſehen, in drei Etappen ab. In den Jahren 1895 bis 1898 gab es bereits eine Periode des Informierens und Wägens. Eine Betätigung des Bundes erſchien zunächſt nicht unbedenklich, da er mit ſeiner Arbeit allzu leicht in politiſche Verwicklungen geraten konnte¹⁾, war doch drüben der Ruf „Los von Rom“ von dem Führer der Alldeutſchen zu einer politiſchen Waffe geformt worden. Es galt alſo, den religiöſen Charakter der Bewegung herauszuarbeiten, ihn immer und immer wieder zu betonen, wenn die Gegner des Bundes die Bewegung durch die Behauptung, es handle ſich um eine rein politiſche, herabſetzen wollten. Mit der Bildung des Ausſchuſſes 1898 trat der Bund aus der Vorſtufe des Prüfens heraus und ging, auch jezt noch mit der äußerſten Vorſicht, aber kraftvoll an die Löſung der ſich ihm bietenden Aufgabe. Damit begann der zweite Abſchnitt.

Nachdem ſich hier und da ſchon Hilfsſtellen für die Förderung der Bewegung gebildet hatten, war es die Aufgabe des Ausſchuſſes, in freier Fühlungnahme eine Zuſammenfaſſung der Kräfte und Vereinheitlichung des Liebeswerkes herbeizuführen. Inzwiſchen wuchs die Bewegung; die evangelische Saat gedieh, ſeld um ſeld fing an zu grünen.

¹⁾ Vgl. von der Heydt: „Gute Wehr“, 1936, Seite 90 u. Seite 94.

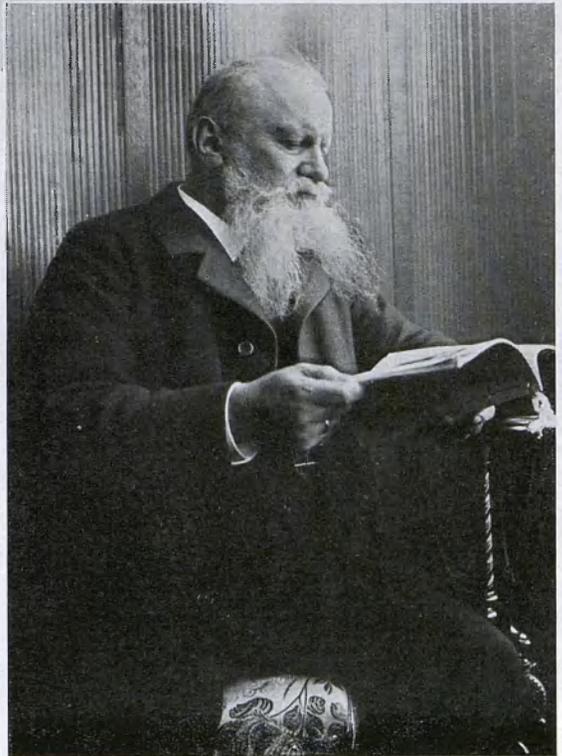
Der Zentralauschuß entfaltete unter der geistvollen und tatkräftigen Leitung des Superintendenten D. Meyer in Zwickau eine rege Tätigkeit, indem er die Übertrittswilligen mit Schriften, Bibeln, Gesangbüchern und anderem versorgte und evangelische Prediger entsandte. Die Mittel dazu wurden ihm von den Hilfsauschüssen, die sich zum Teil spontan gebildet hatten, teils von dem Auschuß eingesetzt wurden, dargereicht. Er verfügte selbständig über die großen Mittel, die aus allen Teilen Deutschlands gespendet wurden. Allein dabei konnte man nicht verharren; die rechte Organisationsform war noch nicht gefunden. Der anhaltende und ruhige Fortgang der Bewegung machte es nötig, die erforderlichen Mittel auf die Dauer sicherzustellen. Hatte der Evangelische Bund die Bewegung unter seinen Schutz, ja in seinen Geschäftsbereich genommen, so konnte er die Beschaffung der Gelder für sie nicht den zufälligen freiwilligen Sammlungen, nicht der schwankenden Stimmung opferfreudiger Geber überlassen. So wurde 1907 in der Eisenacher Gesamtvorstandssitzung der Beschluß gefaßt, die Hauptvereine mit der Aufbringung der Kosten für die Bewegung zu betreiben. Das Präsidium stellte Grundsätze fest, nach denen die Hauptvereine einzuschätzen seien, und rechnete die Summe aus, die jedem zugemutet werden konnte. Dem Bund war eine große Verantwortung erwachsen. Launig bemerkte einmal D. Meyer: „Die Bewegung stand auf einmal als Tochter vom Hause da, für deren Ausstattung zu sorgen der Vater sich anheischig machte“²⁾. Aber die Entwicklung trieb vorwärts. Es war auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand, daß die Hauptvereine zwar die Mittel aufbringen sollten, aber nicht selbst in der Bewegung mitarbeiten konnten. So kam der Gedanke auf, den Hauptvereinen selbständig einzelne Teile der Bewegung zuzuweisen. Sie hatte zudem einen solchen Umfang angenommen, daß es unmöglich war, von einer Stelle aus das weite, große Gelände der Bewegung zu übersehen. Es mußte dezentralisiert werden. Diese Neuordnung der Versorgung trat am 1. April 1908 in Kraft. Damit begann die dritte Periode, in der wir heute noch stehen.

Die Bedeutung der Neuordnung lag darin, daß eine persönliche Verbindung zwischen den Hauptvereinen und ihren Pflegegemeinden hergestellt wurde. Selbstverständlich blieb der alte Auschuß über den Hilfsauschüssen nunmehr als Zentralauschuß bestehen; denn es mußte eine Stelle geben, die das ganze Werk zusammenfaßte, die in den einzelnen Fällen raten und anregen konnte, die für das Schrifttum sorgte, die zu gemeinsamen Tagungen aufrief, übersichtliche Berichte lieferte und übergreifende Aufgaben, wie z. B. die Verleihung von Stipendien an österreichische Theologiestudierende, übernahm. Der Zentralauschuß hatte auch österreichische Gemeinden, die noch bei keinem Hauptverein untergekommen waren, in der Schwebezeit solange zu betreiben, bis sich ein „Vater“ für das „Kind“ fand und es in seine dauernde Obhut nahm. Dieser Zentralauschuß, in dem nacheinander Superintendent D. Meyer, Zwickau, Kirchen-

²⁾ Vgl. Meyer: „Über die Dezentralisation in der Arbeit für die evangelische Bewegung in Österreich.“ 1908.



Professor D. Hoffmann,
der Gründer des Schlesiſchen Haupt-
vereins des Evangelischen Bundes



Senatspräsident Dr. Fabricius,
der Gründer des Schlesiſchen Hilfs-
ausſchusses zur Förderung der evan-
gelischen Kirche in Oſterreich

rat D. E d k a r d t, Altenburg, Pfarrer D. H o c h s t e t t e r, Berlin, und Bundesdirektor D. F a h r e n h o r s t, Berlin, leitend tätig waren, wird jetzt von Bundesdirektor L i c. v o n d e r H e y d t geführt und ist der Reichsleitung des Bundes angeschlossen.

Etwa die gleichen Entwicklungsstufen wie im Gesamtbunde sind auch in dem V e r - h ä l t n i s z w i s c h e n S c h l e s i s c h e m H a u p t v e r e i n u n d S c h l e s i s c h e m H i l f s a u s s c h u ß zu unterscheiden. Als der Schlesische Hauptverein zur Los-von-Rom-Bewegung Stellung nehmen sollte, war auch er vorsichtig genug, sich nicht Hals über Kopf in ein Abenteuer zu stürzen, dessen Ausgang unsicher war. Zunächst bewilligte er in seiner Hirschberger Generalversammlung Frühjahr 1899 zu den Vorarbeiten erstmalig zur Disposition des Vorstandes 100 Mk. Bereits am 11. September desselben Jahres berichtete der Gründer des Hauptvereins, Univ.-Prof. Pastor D. H o f f m a n n, in der Abgeordneten-Konferenz über die Bewegung. Ein aufklärendes Rundschreiben erging an die Zweigvereine und legte ihnen die Bewegung ans Herz. In der Abgeordneten-Konferenz vom 18. April (Breslau) referierte der spätere Generalsuperintendent D. Dr. S c h i a n, damals Pastor in Valkau, über die evangelische Bewegung in Österreich und öffnete die Spalten seiner „Evangelischen Kirchenzeitung für Schlesien“ für diese Arbeit.

Da trat am 9. September 1900 Pfarrer K a p p u s aus Mürtz zum Schlag auf den Plan und hielt einen zündenden Vortrag über „Die evangelische Bewegung in den Alpenländern“ in der Neuen Börse in Breslau; etwa 1000 Personen nahmen daran teil. Eine Welle der Begeisterung löste den Entschluß aus, sofort im Anschlusse an den Vortrag ein Komitee zur Förderung der Los-von-Rom-Bewegung in Österreich zu bilden. Etwa 30 Herren traten zusammen und setzten einen aus 10 Mitgliedern bestehenden Arbeitsauschuß ein. Ihm gehörten an: vom Vorstande des Schlesischen Hauptvereins der Vorsitzende Justizrat G e i s l e r und der Schriftführer D. H o f f m a n n, ferner ein Vertreter der kirchlichen Presse, ein Breslauer Universitäts-Professor, mehrere Pastoren aus Stadt und Provinz, unter ihnen der jetzt noch lebende D. S c h i a n, sowie ein Schulmann. Dieser Ausschuß wählte sich Senatspräsident Dr. F a b r i c i u s zu seinem Vorsitzenden, und damit den Mann, der — wie D. M e y e r im Gesamtauschuß — als Vater der österreichischen Bewegung in Schlesien bezeichnet werden muß; ihm durfte von Anfang an der Berichtstatter als Kassenführer zur Seite stehen. Dieser S c h l e - s i s c h e H i l f s a u s s c h u ß für die evangelische Bewegung in Ö s t e r - r e i c h erließ schon im November 1900 einen A u f r u f. In diesem heißt es:

„Teure Glaubensgenossen!

Freudiges Staunen und fröhlicher Lobpreis unseres Gottes bewegt uns evangelische Christen im Hinblick auf die gesegnete Bewegung in unserm Nachbarlande. Klar und deutlich hat sich die religiöse von der politischen Bewegung, die den ersten Anstoß gab, geschieden, und zwar zur Freude jedes evangelischen Christen; denn Politik ist vergänglich, das Christentum ewig.

Die evangelische Kirche gewinnt in unserm Nachbarlande immer mehr Boden. Nicht Massenbewegungen sind es, die aus der römischen Kirche hinausführen, der Eintritt in die evangelische Kirche ist die Frucht freien, persönlichen Entschlusses, die Übergetretenen bringen willig große Opfer und leiden sehr oft für ihre Überzeugung. Wir Evangelischen in unsern festgegründeten Gemeinden wollen nicht träge zusehen; wir dürfen es nicht vergessen, daß ein Fortschritt der evangelischen Gemeinden jenseits unserer schlesischen Berge auch ein Segen und eine Glaubensstärkung für unsere eigene evangelische Kirche ist.

Die jungen Gemeinden müssen große Opfer bringen. Sie bedürfen unserer Hilfe und unserer Unterstützung, gilt es doch, zur Sicherung und Vertiefung des Erreichten Predigtstätten zu begründen, Vikare anzustellen und evangelische Schulen zu gründen."

Damit waren die vorbereitenden Schritte erledigt, und es begann sofort eine eifrige Werbe- und Sammeltätigkeit. Bis Ende 1901 betrug der Gesamtbetrag 10 000 Mk., bis April 1903: 15 200 Mk. Davon waren nach Grulich gekommen 5700 Mk., an die Zentralstelle 4700 Mk., nach Mürzzuschlag 2000 Mk., an andere Gemeinden Österreichs 2500 Mk. Annähernd die gleiche Summe von 15 200 Mk. hatte übrigens der Kirchbauverein in Grulich selbst gesammelt. D e r e r s t e B e r i c h t über die erfolgreiche Tätigkeit des Ausschusses, der 1902 als Flugblatt versandt wurde, verdient es, hier auszugsweise mitgeteilt zu werden:

„Dürfen wir evangelischen Schlesier mit unserer großen, ruhmreichen Geschichte in der helfenden Liebe hinter anderen zurückstehen? Wir betonen noch einmal, daß wir mit dem politischen Parteigetriebe in unserm Nachbarlande nichts zu tun haben. Die religiöse Bewegung reißt, einer rollenden Lawine gleich, immer größere Massen mit sich. Während gegen 8000 zur altkatholischen Kirche übertraten, sind mehr denn 19 000 evangelisch geworden. Die Bewegung vertieft sich und wächst dabei an innerer Kraft. Unsere neuen Glaubensgenossen bringen für die Gründung evangelischer Gemeinden, für die Erbauung eigener Gotteshäuser freiwillig die größten Opfer. Wo seit Jahrhunderten kein evangelisches Zeugnis mehr abgelegt werden konnte, sammeln sich jetzt Scharen heilsbegieriger Seelen um den frischen Quell des Wortes. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.

Besondere Zeiten erfordern auch besondere Mittel. Unsere Mitbrüder jenseits unserer herrlichen schlesischen Gebirge müssen es fühlen, daß bei ihren Kämpfen treue Freunde hinter ihnen stehen. Fürbittend und gebend wollen wir der kleinen Herde gedenken, die, verachtet und verspottet, von Wogen wilden Hasses umbraust, in fröhlichem Glauben, in zuversichtlichem Harten und Hoffen unentwegt unser evangelisches Bekenntnis festhält. Genossen des Glaubens, es ist eine gewaltige Zeit, in der wir leben. Der Geist Gottes wehet durch die Lande, es gährt und regt sich in den Herzen. Die Arbeit an den Herzen ist des Herrn, wir wollen des Herrn Werkzeuge sein, die Saat

pflügen und unsern neuen Brüdern zu einem festen Zusammenschlusse, zu einem gesegneten evangelischen Gemeindeleben helfen."

Der Schlesiſche Hilfsausſchuß für Öſterreich war nicht eine Abteilung des Schlesiſchen Hauptvereins, ſondern er beſtand ſelbſtändig und unabhängig mit beſonderem Vorſtand neben ihm; auch in der Gelderfrage herrſchte ſorgfältigſte Trennung. Von einer eigenen Verfaſſung und Satzung hatte man abgeſehen, und ein Bedürfnis dazu hat ſich biſher noch nicht geltend gemacht. Der Ausſchuß tagte gemeinſam mit dem Hauptverein. Mit der 1906 erfolgten Wahl von Dr. Fabricius auch zum Vorſitzenden des Hauptvereins kam der Hilfsausſchuß in noch engere Verbindung mit dem Bunde. Die Entwicklung, die die Bewegung nahm, zwang bald zu ſtrafferer Organisation. Das Wachsen der Ansprüche, die Zerſplitterung der Gaben, die durch die räumliche Ausdehnung erſchwerte Prüfung der Bedürfnisse tiefen die Gefahr hervor, „daß in dem Kreuzfeuer kleiner und kleinſter Spenden die Munition bald verpulvert würde, ohne an irgendeinem Punkte eine gehörige Wirkung zu erzielen“³⁾. Der Organisationskraft D. Meyers gelang es, die Sorge und den Eifer der provinziellen Stationen auf einige Brennpunkte zu fixieren, die ihnen als ſogenannte Patenkindeſer zu beſonderer Pflege überlaſſen wurden, und im übrigen die Zuflüſſe der kleinen Rinnsale in einem gemeinſamen Bette geſammelt der Zentralstation zuzuführen, bei der allein die richtige Überſicht vorhanden ſein konnte, ſie möglicht zweekmäßig den Bedürfnissen entſprechend auf die einzelnen Pfarrer und Predigtſtationen zu verteilen. Mit dem Guſtav-Adolf-Verein wurde die Regelung getroffen, daß dieſer die Sorge für die kirchlichen Bauten jeglicher Art übernahm und der Evangelische Bund die nötigen Mittel für die geiſtliche Verſorgung bereitſtellte. Der Zentralausſchuß hatte die von ihm auf den Schlesiſchen Hilfsausſchuß umgelegte Summe allmählich bis auf 14 000 Mk. (für 1907) geſteigert, wozu der Hauptverein bereitwilligſt Zuſchüſſe durch Bewilligungen bei den Jahresverſammlungen leiſtete, die ſich bis auf 1500 Mk. jährlich, d. h. bis zur Grenze ſeiner Leiſtungsfähigkeit, beliefen.

Mit der bereits oben erwähnten Dezentraliſation begann ein neuer Abſchnitt in der Organisation dieſes Liebeswerkes in Schleſien. Über dieſe mit dem 1. April 1908 beginnende Neuordnung der Dinge berichtete der ſchleſiſche Führer, Dr. Fabricius, vor den Vertretern der Zweigvereine am 6. März 1908. Schleſien erhielt bei der in Eiſenach erfolgten Verteilung der Gemeinden auf die faſt 50 Hauptvereine Deutſchlands zur Betreuung die Pflgelingsgemeinden Böhmiſch Kamnitz, Grulich (das ſchon ſeit 1901 das Patenkind Schleſiens war), Hohenelbe, Morchenſtern und Neuſtadt a. d. Tafelfichte zugewieſen. Unſere Zweigvereine in der Oberlauſitz unter Führung von Görlitz erbatene ſich die Gemeinde Böhmiſch Kamnitz zur Sonderbetreuung und bildeten einen eigenen Oberlauſitzer Hilfsausſchuß. Ähnliche Sonderwünſche der

³⁾ Vgl. „Schleſiens Anteil an der Förderung der evangelischen Kirche in Öſterreich im Jahre 1907“ (Flugblatt des Arbeitsausſchusses).

oberschlesischen Zweigvereine betr. Grulich mußten in Rücksicht auf die Gesamtorganisation abgelehnt werden. Eine kleine Episode, die dem Berichtstatter lebhaft in Erinnerung geblieben ist, mag so recht den Wagemut von Dr. F a b r i c i u s im Glauben an Gottes Hilfe kennzeichnen: Die Gemeinde Morchenstern blieb bei der Verteilung übrig; keiner wollte noch eine Gemeinde als Pflegling hinzunehmen. Da rief er: „Damit uns der Morgenstern der Hoffnung leuchte, wir nehmen Morchenstern dazu!“ Das Verhältnis zu allen Gemeinden war nunmehr ein unmittelbares geworden. Jedem der Vikare bzw. der Pfarrer der schlesischen Pfleglingsgemeinden waren 2400 Mk. Jahresgehalt zugesagt. Mit einigen Verpflichtungen für Wohnungsgeld in Morchenstern u. ä. stellte sich der schlesische Etat ab 1908 auf jährlich 14 000 Mk. Gesteigerten Anforderungen entsprachen erfreulicherweise auch wachsende Spenden, die bis 1910 die überraschende Summe von 100 000 Mk. ergaben. Hinzuzurechnen wären noch die Erträge unberufener Sammler aus österreichischen Gemeinden, die — obwohl von andern Hauptvereinen bereits versorgt — Vortragsteifen in Schlesien unternahmen und oft beträchtliche Summen mitnahmen (aus einem Zweigverein in einem Falle 1000 Mk.). Dies war häufig die Ursache, daß die von Schlesien verlangten Summen nicht immer erreicht wurden, oder daß zum mindesten kein Betriebsfonds gesammelt werden konnte. Man mußte aus der Hand in den Mund leben. Die Einnahmen und Ausgaben hielten sich bis zum Beginn des Weltkrieges etwa auf der gleichen Höhe. Sie betragen durchschnittlich 13 000 bis 14 000 Mk. pro Jahr ohne die Aufwendungen für Böhmisches Kamnitz mit durchschnittlich jährlich 2400 Mk.

Wie wurden nun diese Gelder aufgebracht? An der Spitze der Gaben stand der Zuschuß des Schlesischen Hauptvereins. Von Anfang an wandte sich der Hilfsausschuß hilfeheischend und nicht vergeblich an die Zweigvereine und körperchaftlich angeschlossenen Vereine des Evangelischen Bundes, ferner an Synoden, Kirchkassen und Einzelspender, Gönner und Freunde in und außerhalb Breslaus, z. T. sogar außerhalb Schlesiens. Sammlungen, auch bei Konfirmanden, wurden veranstaltet. Gustav-Adolf-Zweigvereine sandten Gaben. Recht erhebliche Beträge flossen dem Werk von Pastor S t e d m a n n, Niebusch, zu, der eine Verwendungsstelle für gebrauchte Briefmarken usw. einrichtete (1906 betrug der Reinertrag schon mehr als 1000 Mk., 1910 rund 2000 Mk.); mit großer Treue setzte er seine erfolgreichen Bemühungen bis 1933 fort. Dem Ausschuß wurde den Zweigvereinen immer wieder geraten, die Beiträge aufzubringen durch Kollekten in der Kirche an kollektenfreien Sonntagen, durch wiederholte dringende Bitten von der Kanzel um besondere Gaben, Heranziehung auch anderer Kreise außerhalb der Mitgliedschaft beim Bunde, Veranstaltung von besonderen Abenden, Vorträgen, Aufführungen u. dgl., namentlich auch durch Gewinnung von Mitgliedern mit festen Jahresbeiträgen.

Die Aufbringung der gesteigerten Unterstützungssummen gestaltete sich immer schwieriger. Daher war eine straffere Organisation des Liebeswerkes innerhalb Schlesiens nötig. Alle Zweigvereine wurden in 16 Hilfsausschüssen bzw. Pfleglings-

verbänden untergebracht. Leider verließ Senatspräsident Dr. F a b r i c i u s nach seiner Pensionierung 1911 Breslau, um in seiner Heimat Stralsund den Lebensabend zu verbringen. Zu einer Abschiedsfeier gestaltete sich die am 1. März 1911 stattfindende Sitzung des Schlesiſchen Hilfsausſchusses, bei der die Pfarrer aus Gablonz und Morchenſtern im Namen der ſchleſiſchen Pfl egling sgemeinden über die Fortſchritte in den böhmischen Pfl egling sgemeinden berichteten und Worte des Dankes ſprachen. Auch unter dem Nachfolger im Doppelamt, Geh. Regierungsrat Dr. F r i e d e n s b u r g (September 1911 bis März 1913), blieb die Personalunion beſtehen. Schwierigkeiten in der Beſchaffung der Mittel häuften ſich. Schon mehrten ſich die Stimmen derer, die eine Gemeinde an die Zentrale abgeben wollten. Einſchränkungen wurden den Pfl eglingen bereits angekündigt. Der an Friedland für Haindorf bisher gezahlte Zuſchuß von 195 Kr. wurde 1912 leſtmalig bewilligt. Die Zinſen eines aus Anlaß der 25-Jahr-feier des Schleiſchen Bundes für die Bewegung gesammelten Jubiläumſchatzes (in Höhe von 7500 Mk., der ſich 1918 bei der Görliker Reichstagung auf 9500 Mk. erhöhte) halfen mit, über kritiſche Zeiten hinwegzukommen. In dieſer ſchwierigen Lage übernahm Paſtor Lic. J i d e r m a n n im Frühjahr 1913 den Vorſitz im Auſſchuſſe.

Mit dem B e g i n n d e s W e l t k r i e g e s erwuchſen dem Auſſchuß neue Aufgaben und ungeahnte Schwierigkeiten: Die Gehälter für die böhmischen Gemeinden wurden ab Oktober 1914 nur noch monatlich gezahlt, der Hauptverein mußte vorſchußweiſe mit Geldern einſpringen, die Görliker Ehrengabe wurde bei der Bank lombardiert. für den zum Heeresdienſt eingezogenen reichsdeutſchen Vikar in Grulich (ſchon 1915 gefallen) ſprang ſein pensionierter Vater in die Breſche, für deſſen Umzugskosten der Auſſchuß ſorgte. Selbſtverſtändlich geriet durch den Krieg die Sammeltätigkeit in Stockung und damit das Liebeswerk vorübergehend in Schwierigkeiten, die aber bald überwunden wurden⁴⁾. Konnte der Schleiſche Auſſchuß doch für 1914 alle Gehälter nebst Kriegssteuerungszulagen in Höhe von 8314 Mk. zahlen. Auch in den weiteren Kriegsjahren war es möglich, rund 7500 bis 8000 Mk. den ſudetendeutſchen Brüdergemeinden zuzuwenden, ſo daß kein Fähnlein verloren ging.

Ein im April 1919 abgefaßter Bericht aus dem ſudetendeutſchen Lande gab ein klares Bild über die Geſamtlage der Landeskirche im ehemaligen Öſterreich nach dem Kriege, deſſen einleitende Worte lauteten: „Die Form iſt zerbrochen, was hat's denn für Not. Der Geiſt lebt in uns allen, und unſere Burg iſt Gott.“ Dieſer Geiſt hatte es zuwege gebracht, daß ſich trotz der wirtſchaftlichen Nöte, die gerade in der N a c h k r i e g s z e i t erſchütternd groß waren, die evangeliſchen Gemeinden Böhmens zu der evangeliſchen Landeskirche in Böhmen zuſammenschloſſen unter der Führung des Seniors von Gablonz, des Pfarrers W e h r e n f e n i g. Schleiſien konnte die Unterſtützung von Hohenelbe aufgeben, da dieſe Gemeinde ſich ſelbſt zu erhalten vermochte. Dadurch wurde es möglich, den anderen Gemeinden die Zuſchüſſe unverkürzt zukommen zu laſſen;

⁴⁾ Vgl. „Gute Wehr“, Seite 125.

andernfalls hätten sie herabgesetzt werden müssen, denn statt 12 000 Mk. jährlich in der Zeit vor dem Kriege brachte Schlesien nur noch rund 8000 Mk. auf. Ab 1920 erschienen bei den Bankabschlüssen immer wieder Schulden, 1921 z. B. über 1000 Mk. Daher mußte eine Gemeinde aufgegeben werden: Neustadt, die vom Hauptverein Schleswig-Holstein übernommen wurde. Trotz dieser Entlastung betrugen die Ausgaben für 1921 = 10 265 Mk., also mehr als in den Vorjahren, infolge der *K u r s s t e i g e r u n g* für die Kronenbeträge. Laut Friedenskurs sollte beim Ankauf von 100 österreichischen Kronen der Preis 85 Mk. betragen; in den Jahren 1914 bis 1919 fiel der Kronenkurs von 85 bis auf 46,50 (im Mai 1919), weil die österreichische Währung mehr und mehr ins Gleiten geriet, während sich die Mark noch im Werte hielt. Ab Juni 1919 wurde aber die Krone (jetzt tschechoslowakische) teurer, der Kronenkurs stieg, die Mark wurde — gemessen an der Krone — wertgeringer. Ab 1920 zeigte die Kurstabelle folgendes Bild: 1920: niedrigster Kurs 80, höchster 98,50, durchschnittlich 84,25; 1921: bis Mai durchschnittlich 81, Juni 127, Juli/August 100, September 102, Oktober 129, November 180, Dezember 240; 1922: 395 für 1. Viertel, 599 für April. Die Auswirkungen dieser Kurschwankungen machten sich in sehr empfindlicher Weise geltend, zumal zwei Gemeinden die Zuschüsse in Markbeträgen, zwei in Kronenbeträgen erhielten. Hatte der Ausschuß z. B. Anfang August 1919 zum Ankauf von 220 Kr. für eine Gemeinde noch 119 Mk. bezahlen müssen, so betrug 1920 der Preis für die gleiche Summe schon 196 Mk., Ende 1921 = 606 Mk. und stieg 1922 (April) auf 1331 Mk. Die beiden anderen Gemeinden erhielten immer die gleichen Markbeträge, mithin durch das Sinken der Mark einen fortgesetzt fallenden Kronenbetrag. Solche Härten mußten durch Nachzahlungen ausgeglichen werden. Andererseits konnte der Ausschuß natürlich den schlesischen Verbänden eine entsprechende Erhöhung der Beiträge nicht zumuten. Um die Pflingsgemeinden gleichmäßig zu behandeln, entschloß sich daher der Ausschuß, ab Mai 1922 bei allen Gemeinden nur den Markbetrag zugrunde zu legen. Hatte Schlesien 1922 seine Verpflichtungen noch erfüllen können, so setzte die Inflation des Jahres 1923 allen Bemühungen ein Ende. Wie es dem Bunde selbst erging, wolle man in „Gute Wehr“ (S. 140) nachlesen. Auch der Schlesische Hilfsausschuß verlor sein Vermögen.

Als 1924 klarere Zeiten mit der *S t a b i l i s i e r u n g* der Mark begannen, hatte der Evangelische Bund in Schlesien zunächst genug damit zu tun, sich selber wieder in Gang zu bringen, eine Arbeit, die mehrere Jahre umfaßte. Aber die Not in den evangelischen Gemeinden in Österreich drängte dazu, Schritte zu unternehmen, um das Liebeswerk für die sudetendeutschen Gemeinden wieder aufnehmen zu können. Anfang 1925 wurden alle Zweigvereine und Gauverbände dazu aufgerufen, zunächst mit sehrmäßigem Erfolge. Als die Tagung des Gesamtverbandes in Königsberg Juni 1925 stattfand, hatte Schlesien im ganzen etwas über 500 Mk. aufgebracht. Damit konnte man die Arbeit noch nicht beginnen, ohne befürchten zu müssen, sie in Kürze wegen Mangels an Mitteln wieder einzustellen. Ende 1925 waren 893 Mk. Be-

stand vorhanden. Darum erfolgte ein erneuter Aufruf an die Zweigvereine und Gauverbände. Mit Beginn des Jahres 1927 war man so weit, die unterstützende Tätigkeit, wenn auch in sehr beschränktem Maße, wieder beginnen zu können. In erster Linie kam Grulich in Frage, bald folgten Mordchenstern und Hohenelbe.

Freilich konnte die bisherige Organisation des Hilfswerks nicht ganz unverändert erhalten bleiben. Noch mehr als bisher mußte die Verantwortung auf die Schultern der Zweigvereine und Gauverbände des Bundes selbst gelegt werden, da die Unterorganisationen für das Hilfswerk in der Nachkriegszeit sich mehr und mehr aufgelöst hatten. Die 1927 beschlossene Neuorganisation des Hilfswerks beruhte darauf, daß jeder Zweigverein verpflichtet wurde, eine Summe aufzubringen, die einem Betrage von 20 Pf. pro Mitglied entsprach. Die Mittel und Wege zur Beschaffung dieser Summe sollten dieselben sein wie bisher; es blieb jedem Zweigverein überlassen, auf welche Weise er sich diese verschaffte. Damit wurden die Organe des Bundes auch zu Trägern des Hilfswerks. Als besondere Einnahmen standen dem Hilfswerk noch die Erträge der Kirchenkollekte usw. zur Verfügung.

Die Aufwendungen in der Wiederaufbauzeit betragen pro Jahr zunächst nur etwa 3000 RM., und zwar Grulich 800 RM., Hohenelbe 400 RM., Mordchenstern 300 RM., dazu noch Beträge zur Linderung besonderer Notstände. Gewiß kein großer Etat, aber Schlesien brauchte bisher von den zugesagten Summen auch keine Abstriche zu machen, brauchte auch keine Gemeinde im Stich zu lassen, konnte sogar 1934 eine neue Gemeinde, und zwar eine aus Neu-Österreich, hinzunehmen: Wolfenberg in Kärnten, der mit 1200 RM. jährlich das Vikariatsgehalt zugesichert wurde.

Im April 1928 erlitt das österreichische Liebeswerk einen herben Verlust durch das Hinscheiden seines Vorsitzenden Lic. Jidermann, der im Kriege und in der Nachkriegszeit (1913 bis 1928) die schwere Arbeit geleitet hatte. Der Berichterstatter, der bisher bereits als Schatzmeister diesem Werk gedient und auch die direkte Verbindung mit den Gemeinden in Böhmen für den zuletzt schwer Leidenden ausgeübt hatte, wurde zu seinem Nachfolger gewählt. Da er zugleich ein Amt im Vorstande des Hauptvereins bekleidete, entsprach diese Art der Leitung der früheren Gepflogenheit seit Begründung des Hilfswerks.

Der Ausschuß verkehrt mit den Pflinglgemeinden unmittelbar und bleibt in ständiger Verbindung mit ihnen. Alle dabei sich zeigenden Nöte, z. B. Schuldenlast einer Gemeinde, Krankheit in der Familie des Pfarrers, Reparaturen im Pfarrhause u. a. m. werden geprüft und nach Möglichkeit gestillt. In den letzten zehn Jahren unternahm Hauptverein wie einzelne Zweigvereine Besuchsreisen zu den böhmischen Gemeinden, z. B. 1934 die Tagungsteilnehmer der Hirschberger Jahresversammlung, 1935 und 1936 die Zweigvereine in Liegnitz und Hermsdorf. Die Gemeinden erwiderten diesen Besuch 1936. Bei den Festtagen der Pflinglgemeinden fehlen nicht die Freunde aus der Provinz. Aus den letzten zehn Jahren seien genannt: 1927: Kirchweihe in Rodlitz (Spende

200 RM.); 1929: 25jähriges Bestehen der Kirche Grulich (Spende 200 RM.); 1934: 25-Jahr-feier des Bergkirchleins Schenkenhahn (Spende vom Zentral-Ausschuß und Hauptverein 1000 RM., dazu reichliche Spenden von schlesischen Zweig- und Gauverbänden des Bundes). Auf Einladung des Ausschusses unternahmen die Pfarrer der Pflingstgemeinden in Schlesien seit dem Wiederaufbau der Arbeit folgende Vortragsreisen: 1926 Pfarrer Knorek, Trautenau; 1927 und 1928 Pfarrer Chmiel, Grulich; 1927, 1929 und 1937 Pfarrer Hodel, Hohenelbe; 1933 Pfarrer Kautz, Grulich; 1934 Pfarrer Foelsche, Wolfsberg; 1935 Vikar Wolf, Wolfsberg. In manchen Jahren mußten solche Reisen wegen verschärfter Grenzübertrittsbestimmungen unterbleiben. Trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die das Reich seit einigen Jahren mit der Beschaffung der ausländischen Geldsorten hat, sind vom Devisenamt die nötigen Valuten stets zur Verfügung gestellt worden. Auch die 1936 auf Veranlassung der Reichsstelle für Devisenwirtschaft erfolgte Sammlung der Anträge aller Hilfsausschüsse bei der Bundeszentrale hat sich bewährt. Die kirchlichen Gemeindeblätter der Pflingstgemeinden, soweit sie dem Bunde zugehen, werden an Freunde des Hilfswerks weitergeleitet. So schließt sich ein enges Band zwischen Hauptverein und Pflingstgemeinden, was auch wieder bei der 50-Jahr-feier des schlesischen Bundes durch die tätige Mitwirkung der Geistlichen von drüben in Erscheinung treten wird.

Die Gesamtsomme, die in den fast 40 Jahren seiner Fürsorge vom Evangelischen Bund nach Österreich ging, beträgt nach der Schätzung der Zentrale etwa 8 Millionen Mark. Aus Schlesien sind — ohne die Gelder des Oberlausitzer Hilfsausschusses — allein durch die Kasse des schlesischen Hauptvereins bisher rund 250 000 RM. gegangen; dabei sind die Spenden nicht gerechnet, die von den Zweigvereinen, auch von anderen Verbänden, direkt dorthin gesandt wurden. Ein Zehntel der für das Hilfswerk eingegangenen Gaben werden an die Zentrale gegeben für die dieser verbleibenden Aufgaben. So ist eine Ordnung getroffen, die in gesunder Weise Zentralisation und Dezentralisation vereinigt, die die lebendige Mitarbeit aller Bundesfreunde sichert und zugleich auch die Einheitlichkeit des gesamten Liebeswerks gewährleistet. Über die ideellen Ergebnisse der gesamten Bewegung in Österreich, insbesondere über die Fortschritte in der Übertrittsbewegung, macht Lic. v o n d e r H e y d t in seiner Festschrift ausführliche Mitteilungen. Ergänzend sollen hier im Anschlusse an diesen Bericht die schlesischen Pflingstgemeinden in Böhmen und Kärnten selbst sowie der Oberlausitzer Hilfsausschuß berichten.

Damit der schlesische Hilfsausschuß sein schönes Werk fortsetzen, ja noch weiter ausbauen kann, ruft der Evangelische Bund alle Bundesfreunde zu tätiger Mitarbeit auf. Jeder muß die große Sache auf seinem Herzen tragen! Jeder evangelische Christ muß sich mitverantwortlich fühlen für die Brüder in Böhmen und Österreich! Damit stattet die heimische evangelische Kirche den Dank ab für die große Gabe des reinen Evangeliums, das Gott ihr durch die Reformation schenkte, und bekennt zugleich den Glauben an die sieghafte Kraft des Evangeliums, die sich in der evangelischen Bewegung jenseits der Sudeten tausendfältig bewährt hat.

Bericht über die deutsche evangelische Gemeinde Grulich in Böhmen

Von Pfarrer K a u t z

Die kleine Industriestadt Grulich liegt einige Fußstunden südlich vom Glaxer Schneeberg entfernt. Um 1530 traten fast alle Bewohner der Stadt zum Protestantismus über. Nach Grulich zog 1607 ein in Wittenberg ordinierter sächsischer Pfarrer und predigte das Evangelium in der von dem evangelischen Grafen von Hohenlohe 1577 errichteten Kirche am Markt. In den Stürmen der Gegenreformation wurde das in der ganzen weiten Umgebung blühende evangelische Leben vernichtet. Die Kirche wurde katholisch. Als Zeichen und zur Sicherung des Sieges Roms wurde auf dem jetzt sogenannten Muttergottesberg ein Kloster erbaut und Grulich zum Wallfahrtsort gemacht. Wie gründlich die Arbeit der „Gegenreformatoren“ war, können wir schon daraus ersehen, daß sich bei der Herausgabe des Toleranzpatentes im Jahre 1781 in Grulich kein einziger Evangelischer meldete.

Eine evangelische Bewegung begann in der zweiten Los-von-Rom-Zeit, 1899, mit 9 Übertritten, denen 1900 39 weitere folgten. Zu den Übergetretenen fanden sich 18 Altprotestanten. 1901: Gründung der Predigtstelle (Muttergemeinde Černilow); erster Diak: Peisker aus Liegnitz (1901—1906). 1904: Einweihung der Kirche („Trutzbürg“) dank der Sammeltätigkeit des Kirchbauvereins und des ersten Obmanns Kaker d. Ä. sowie des Kurators Hördler. 1905: Umpfarrung von der tschechischen Muttergemeinde in den Sprengel der deutschen evangelischen Gemeinde Trautenau. Diak Tech (1906—1909): viele Familien — zumeist aus dem Arbeiterstande — treten bei, Seelenzahl verdoppelt sich, 131 Eintritte. 1910: Bau des Pfarrhauses, 1911 der Lutherstube (Gemeindsaal). 1921: Predigtstelle wird zur Zweiggemeinde Ä. B.; Diak Dr. Kötter (1921—1926). 1926: Erhebung zur deutschen evangelischen Pfarrgemeinde Ä. B.; erster Pfarrer: Chmiel (1926—1931); sein Nachfolger ab 1931: Pfarrer Kautz.

1929: feier des 25jährigen Kirchenjubiläums.

Gegenwärtig umfaßt der Pfarrsprengel Grulich ein Gebiet von 110 Kilometer Länge und 80 Kilometer Breite. Unter 400 000 Andersgläubigen und Andersvölkischen wohnen 558 Evangelische deutschen Volkstums in 40 Ortschaften verstreut. Predigtstellen: Mährisch Rothwasser, Worlischka, Wildenschwert und Rokitník. Zweiggemeinde: Tšchenkowitz (drei Fußstunden übers Gebirge entfernt). Schulkinder derzeit 61, die in 11 Gruppen in 9 Orten Religionsunterricht erhalten. (Einige Kinder müssen ihn leider entbehren.)

Die große Übertrittsbewegung hat nach 1909 nachgelassen. Immerhin erfolgten seit jener Zeit zahlreiche Übertritte; so in den Jahren 1910—1914: 29, in der Kriegszeit (1914—1918): 16, 1919—1925: 53 (1919 allein 27), 1926—1936: 81. Die Austritte machen nur einen Bruchteil dieser Zahlen aus, z. B. 1931—1936: 7.

Die finanzielle Lage der Gemeinde war und ist schwach. Das hat seinen Grund einerseits in der geringen Seelenzahl, andererseits in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gemeindeglieder. Vor und einige Jahre nach dem Kriege war es etwas besser, die Industrie blühte, Verdienst und Einnahmen waren größer, dementsprechend auch die Kirchensteuer. Nun stehen aber schon seit Jahren in Grulich und Umgebung mehrere Fabriken still. Von der reformierten Zweiggemeinde, einer blutarmen Gebirgsgemeinde, die zum größten Teil aus Wald- und Heimarbeitern, Kleinhäuslern und Tagelöhnern besteht, hat die Muttergemeinde finanziell rein gar nichts, weil Tschenkowitz eigene Verwaltung hat und außerdem durch Kirchensteuer nicht mehr als ein Fünftel ihrer Erfordernisse aufbringt. Grulich geriet nach dem Kriege in Schulden. Leider kann sich die Gemeinde aus Eigenem nicht erhalten. Trotz gründlicher Erfassung aller zahlungskräftigen Gemeindeglieder, trotz Erhöhung der Beiträge um 25 bis 30 Prozent in den letzten Jahren können wir nicht mehr als einen Bruchteil der Gesamterfordernisse aufbringen. Die Fonds und Konti weisen mit 31. Dezember 1936 insgesamt 1332 K \ddot{a} . auf. Die Staatspapiere mußten verkauft werden, um von dem Erlös die alten Schulden zu begleichen und den Rest für die Turmreparatur zu verwenden. Im Jahresvoranschlag für 1937 stehen 43 000 K \ddot{a} . Ausgaben bloß 16 120 K \ddot{a} . voraussichtlich sichere Einnahmen gegenüber, so daß wir mit dem Rest von 26 880 K \ddot{a} . auf Unterstützungen angewiesen sind. Es war für die Gemeinde ihre einzige Rettung, daß sich ihrer vor allem im Mutterlande der Reformation der Evangelische Bund und der Gustav-Adolf-Verein von Anfang an tatkräftig angenommen haben. Ohne die beiden könnten und könnten wir nicht bestehen. Die Gemeinde weiß diese Hilfe zu schätzen und bringt auch selbst immer wieder neue Opfer. Der Krieg nahm uns die Glocken; 1924 hat die Gemeinde zwei neue Glocken angeschafft; einige Jahre vorher, 1921, wurde ein großes Orgelharmonium gekauft, 1936 die sehr dringende Turmreparatur durchgeführt, in der Zwischenzeit das Innere des Pfarrhauses mehrmals hergerichtet, eine Kriegergedenktafel angebracht, ein Lichtbildapparat gekauft (vom Frauen- und Mädchenverein) usw. In der Zweiggemeinde mußten vor zwei Jahren das Pfarrhaus ganz neu gedeckt, beim Friedhof und an der Kirche verschiedene Ausbesserungsarbeiten vorgenommen werden. Überall taten die Gemeindeglieder willig mit.

Im Innern steht die Gemeinde gefestigt da. Wohl sind die Kräfte sehr zersplittert (infolge der Diaspora in der Diaspora); doch sind sie am Werke, rührig und lebendig. Zum Teil sehr gut besuchte Gottesdienste, steigender Abendmahlsbesuch, alljährlich prächtige kirchenmusikalische Veranstaltungen (ermöglicht durch den tüchtigen Kirchenchor), Familienabende, Vortrags- und Sprechabende des Evangelischen Bundes (die

Ortsgruppe besteht seit 1904), Bibelstunden, Choralübungen, die Arbeit des Nähkranzes sowie des Frauen- und Mädchenvereins, Veranstellungen der Jugend, die steigenden geldlichen Eigenleistungen u. dgl. bieten ein erfreuliches Bild.

So befindet sich die Gemeinde weiterhin in einer erfreulichen Entwicklung, zahlenmäßig und nach innen. Die gegenreformatorische Stimmung hat etwas nachgelassen, die Gemeinde hat sich die Sympathien vieler Katholiken errungen; der lutherische Geist der biblischen Wahrheit und die Liebe zu unserem Volkstum, beide brachen und brechen auch in Ostböhmen immer mehr das Eis der Lutherfeindschaft.

Die deutsche evangelische Gemeinde Hoheneibe

Bericht von Pfarrer H o d e l

Hoheneibe, am Fuße des Heidelberges im Riesengebirge gelegen, ist die Gründung eines evangelischen Adeligen (1533). Die Bewohner waren, wie alle Siedler am Südaabhäng des Gebirges, evangelisch. Stadt, Schloß und Herrschaft fielen im Dreißigjährigen Kriege an Wallenstein, dann an einen neuen Besitzer unter der Bedingung, daß die „Keterei“ ausgerottet werde. Schwer und nur zum Teil gelang dies der grausamen, blutigen Gegenreformation. Mancher herrlicher Bericht gibt beredtes Zeugnis von der Standhaftigkeit und Treue der Evangelischen. Die alte evangelische Kirche diente als katholisches Gotteshaus. Erst 1892 wird hier wieder evangelisches Leben erwähnt. 1897 besteht wieder eine evangelische Gemeinde mit einer Seelenzahl von 62, deren kirchliches Vermögen, d. h. sämtliche Altar- und Taufgeräte, in der Schreckensnacht vom 29. auf den 30. Juli 1897 mitsamt dem Haus und der Habe des Schatzmeisters ein Raub der hochgehenden Elbfluten wurden, so daß die Gemeinde ganz verarmt war. Die frisch aufblühende ausgesprochene Industriestadt kommt nun in die Los-von-Rom-Bewegung. 1899 sind 53 Übertritte, 1900 zwar nur 37, aber 1901 wieder 95, so daß die Seelenzahl 1907 auf 485 emporsteigt, bis sie 1917 auf 527 steigt. In Köchlich war 1909 die Seelenzahl 80, in drei Jahren stieg sie auf 182 und erreichte 1916 die Höhe von 191. Die Zeit des Erwachens im sudetendeutschen Volke schien einem evangelischen Frühling entgegenzugehen. 1910 sind wieder 73 Übertritte. Von da ab ist die Übertrittsziffer meist kleiner, aber sie bewegt sich doch in stetem Gleichmaß des Wachstums. Seit 1910 sind insgesamt 457 Übertritte erfolgt, denen 105 Austritte gegenüberstehen. Von den 700 Seelen der Pfarrgemeinde Hoheneibe 1936 sind fast alle Übergetretene, nur etwa 100 sind Altevangelische, meist aus dem Reiche. Warum die Los-von-Rom-Bewegung scheinbar ins Stocken kam? In Wirklichkeit schreitet sie langsam, aber stetig fort. Die große Welle der Bewegung wurde durch die sehr schlauen Gegenmaßnahmen Roms und durch die hemmende, ja geradezu feindselige Stellung des Staates nur aufgehalten. Es ist ein Wunder, wenn Menschen überhaupt den Mut aufbringen, evangelisch zu werden; denn als Katholiken haben sie keinen Heller Kirchensteuer zu zahlen, nur wir Evangelischen allein müssen selbst für Kirche, Schule, Lehrer, Pfarrhäuser und Pfarrer, kurz, für alle evangelischen Belange selbst aufkommen. Da müssen notgedrungen unsere Kirchensteuern sehr hoch sein.

Die junge Gemeinde wird 1900 Patenkind des Evangelischen Bundes Berlin, bekommt ihren ersten eigenen Seelsorger Richard Wirth aus Merseburg von 1900—1902, dem in leider allzu raschem Wechsel sechs Vikare bzw. Pfarrer folgen; seit 1927 Pfarrer Hodel. 1900 Einweihung des Bet- bzw. Pfarrhauses und Gründung der zwei Predigt-

stellen Hackselsdorf und Kochlitz. 1902—1904: Erbauung des Bergkirchleins in Hackselsdorf. 1904: Gründung des Frauen- und Mädchenvereins. 1908: Hoheneibe und Hackselsdorf werden vom Schlesiſchen Hauptverein in Pflęgschaft genommen. 1909: Ankauf des Bethauses in Kochlitz (80 Seelen) und Glockenweihe (1910). 1910: Erhebung von Hoheneibe zur Pfarrgemeinde; erster Pfarrer Muhr (1909—1912). 1917: Anschaffung neuer Glocken (aus Bochum).

Das gesamte Vermögen der Gemeinde (fast 150 000 Kronen) wurde eine Beute des Krieges; außer diesem Opfer muß sich die Gemeinde noch mit einer Darlehnsſchuld von 37 500 Kronen belasten. In beipielloſem Opfermut ſetzt sich die Gemeinde 1920 noch einmal ſelbſt die Steuerſchraube an, um nicht unterzugehen. 1921 werden 27 307 KČ. Kirchenſteuern eingezahlt, die einmal ſogar die kaum denkbare Höhe von 36 000 KČ. erreichen, 1935 aber inſolge Arbeitsloſigkeit und immer größerer Verarmung der Gemeindeglieder nur noch 20 000 KČ. betragen. In dieſem Jahre verloren wir durch den Tod den Ehrenkurator Kleining, den Gründer und Führer der Gemeinde.

In den letzten zehn Jahren erforderte namentlich die Erteilung des Religionsunterrichtes eine überaus große Arbeitsleistung des Pfarrers. Die Betreuung der vielen neu erſtehenden, ſehr verſtreut liegenden Unterrichtsſtellen im Gebirge — von Hartachsdorf (bei Schreiberhau) oder Siebengründen (unter der Peterbaude) bis in die Nähe von Prag — verlangte Überwindung von Entfernungen bis 150 Kilometer. Der Pfarrsprengel erſtreckt sich auf 2000 Quadratkilometer. Dies zwang den Pfarrer als Religionslehrer wöchentlich mehrere Tage und Nächte auf die weiten Wege und in Gasthäuſer: Dienſtag nachmittag oder ſpäteſtens Miſtwoch ſehr frühe um 3.24 Uhr begann die Fahrt zum Religionsunterricht mit der Bahn, die nach 5 und 10 Minuten Fahrt $\frac{3}{4}$ und $2\frac{3}{4}$ Stunden Wartezeit bedingte, wurde dann mit Rad, Rodel und Schiern, oft auch mit Hundeschlitten, fortgeſetzt und endete Freitag um Miſtternacht; aber es konnten nicht einmal alle Kinder erfaßt werden. Daher mußte sich der Pfarrer ein Auto anſchaffen. Zu den Predigtſtellen in Hackselsdorf und Kochlitz das ganze Jahr hindurch kommen in den Sommermonaten noch Spindlermühle und ſeit 1929 Hartachsdorf.

Durch die Kriegsſanleihe, die unſer ganzes Vermögen verſchlang und uns eine Schuldenlaſt aufzwang, durch die Nachkriegszeit mit ihrer Wiſtſchaftsnot und Arbeitsloſigkeit ſeufzt die Gemeinde Hoheneibe unter einer Schuldenlaſt von 120 000 KČ. Die Zweiggemeinden, für die Hoheneibe mit Hilfe des Bundes durch die Jahrzehnte ſchon den Pfarrer erhält, ſind ganz verarmt; Kochlitz trägt ebenfalls ſchwer an der Kirchbauschuld von 30 000 KČ. Trotz Anſpannung aller unſerer Kräfte, trotz größter Opferwilligkeit unſerer Glieder — die Kopſziffer unſerer Eigenleiſtung betrug 101 KČ. jährlich — ſind wir den Anforderungen des Gemeindegeldhaushaltes nicht gewachſen. Hoheneibe iſt die höchſtbeſteuerte Gemeinde der ganzen Landeskirche. Wir ſind nur 450 Seelen, an Zahl zu klein, an Kraft zu ſchwach, um auf eigenen Beinen gehen zu

können; wir sind heute mehr denn je auf die brüderliche Hilfe aus dem Reich angewiesen. Wieder hat „der treue Ekkehard“, der Schlesiſche Hauptverein des Evangelischen Bundes, uns geholfen, vom Grenzkamm des Riesengebirges bis weit hinein ins tschechische Land unsern deutschen evangelischen Brüdern und Schwestern in alter Treue das Wort Gottes zu predigen. Wir rufen daher in dankerfüllter Wertschätzung zur 50-Jahr-feier unseres Helfers am Baue eines Stückchens „Reich Gottes auf Erden“ ihm über die Berge hinüber ein treudeutsches, evangelisches „Vergelt's Gott!“ zu.

Die deutsche evangelische Pfarrgemeinde Morchenstern (Jsergebirge)

Bericht von Pfarrer B e r t h o l d

Die schon in der Reformationszeit bestandene lutherische Gemeinde wurde, wie auch ihre Kirche, ein Opfer der Gegenreformation. Noch steht das alte Holzhaus, in dem sich die Lutherischen in der Gegenreformationszeit nächtlicher Weise um ihre Lutherbibel versammelten. Bis 1909 Predigtstation der Pfarrgemeinde Gablonz mit eigenem Vikar. 1903: Erbauung der Kirche. 1909: Einweihung der Bergkapelle in Wurzelstorf-Schenkenhahn. 1910: Erhebung des Vikariats zur selbständigen Pfarrgemeinde, besonderen Anteil daran Kurator Distelbarth; erster Pfarrer: Pommer, vorher Vikar (1908—1912); Gemeindehausanbau an Kirche, „Lutherhaus“. 1911: Einweihung des Friedhofs in Schenkenhahn, 1912—1929 Pfarrer Wehrenpfennig. Durch 17 Jahre hat er unserer Gemeinde mit viel Treue gedient und auch die Sorgen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit mit ihr getragen. Galt es doch, unter oft schwersten Verhältnissen das alles zu erhalten, was bisher geschaffen war. Die Leistungen der kleinen Gemeinde gingen verständlicherweise immer mehr zurück, die wirtschaftlichen Nöte wurden immer größer. Notzeit kam über das Jsergebirge, und Hunger war ein ständiger Gast. Die Weiterentwicklung der Gemeinde war stark behindert, und als die Inflationszeit über Deutschland hereinbrach, blieben auch die Hilfen von dort aus, ohne die unsere schwache Gemeinde leider ihr Durchkommen noch nicht findet. Nötige Reparaturen mußten auf unbestimmte Zeit zurückgestellt werden. So kam es, daß die Gemeinde beim Antritt ihres gegenwärtigen Pfarrers Berthold (1929) vor der unaufschiebbaren Notwendigkeit stand, an allen ihren Gebäuden Herstellungsarbeiten zu beschließen, wodurch nicht nur die letzten Reste des vorhandenen Geldes aufgebraucht wurden, sondern auch noch von der Gemeinde ein Darlehen von 43 000 K. auf das Pfarrhaus aufgenommen werden mußte, deren Verzinsung immer neue Sorgen bringt.

Zu gleicher Zeit setzte in unserer Gegend die Wirtschaftskrise ein. Die Verdienste des einzelnen sanken immer mehr. Trotzdem unterzog sich der Kirchenvorstand der Mühe, die Einnahmen der Gemeinde durch gewissenhafte Neuregelung der Kirchensteuern mit der Zeitlage in Einklang zu bringen. Da die Steuerkraft der Gemeinde durch die jahrelang anhaltende bittere Not sehr schwach geworden ist, trotzdem der Wille zur Selbstbehauptung weiterlebt, war es uns nicht möglich, die Schuldenlast zu vermindern. Auch ein innerhalb der Gemeinde ausgeschriebenes Notopfer konnte nur den guten Willen zeigen, selbst zu tun, was irgend möglich ist. Daß es keine nennenswerte Hilfe bringen würde, war uns in Ansehung der Lage unserer Gemeindeglieder klar.

Zwei schöne Festtage der letzten Jahre sollen aber in unserem Bericht nicht unerwähnt bleiben: die Weihe einer Orgel 1932 und die 25-Jahr-feier unserer Schenkenhahner Bergkapelle im September 1934, bei der wir auch viele Freunde des Schlesiſchen Hauptvereins des Evangelischen Bundes bei uns begrüßen durften. Es waren Hochpunkte, die wesentlich zur Stärkung unseres Glaubensbewußtseins beitrugen. Zeigten sie uns doch, daß auch auswärts warmfühlende Herzen für unsere kleine Diasporagemeinde schlagen. Die Seelenzahl ist jetzt bis auf 1071 gestiegen. Weil sich diese Gemeindeangehörigen aber auf ein Gebiet von 155 Quadratkilometer verteilen, das durch einen einzigen Geistlichen mit Gottesdienst, Seelsorge, Amtshandlungen, Religionsunterricht und allem anderen betreut werden muß, so ergeben sich oft sehr große Schwierigkeiten in der Versorgung. Der Religionsunterricht wird gegenwärtig in 19 wöchentlichen Stunden und Abteilungen an 143 Kinder ausschließlich durch den Pfarrer erteilt. Die Wegzeiten in die einzelnen Orte, die bis 14 Kilometer vom Pfarrort entfernt liegen, kommen natürlich noch dazu. Gottesdienst wird in Morchenstern nahezu jeden Sonntag, in Schenkenhahn vierzehntäglich, gehalten; in Unter-Maxdorf sind 12 Gottesdienste im Jahr und in Dessen Dorf 3 jährlich üblich. Die Übertrittsbewegung ist noch nie zum Stocken gekommen. Durchschnittlich schließen sich im Jahre rund 30 Personen unserer Kirche an, im letzten Jahre waren es sogar 70. Seit einigen Jahren besteht auch eine sehr rührige Ortsgruppe des Evangelischen Bundes, die regelmäßig jeden Monat ihre Zusammenkünfte abhält und, ebenso wie unser Frauenverein, brav zur Hebung des Gemeindelebens beiträgt.

Es ist dem Berichtstatter auch eine große Freude, davon Mitteilung machen zu können, das zwei Gemeinden aus dem Schlesiſchen Hauptverein uns durch wiederholte Besuche besonders nahegekommen sind: Liegnitz und Hermsdorf u. Kynast, die alljährlich gern gesehene Gäste in Morchenstern sind, wenn sie uns in der schönen Sommerszeit besuchen. Denn auch diese Besuchsfahrten tragen viel Segen.

Die evangelische Pfarrgemeinde Wolfsberg-Dölkermarkt in Kärnten

Bericht von Pfarrer Foelsche

Seit Kriegsende sind in dem kleinen Österreich 24 selbständige Pfarrgemeinden neu entstanden, deren jüngste die Gemeinde Wolfsberg-Dölkermarkt ist. Sie ist zugleich die am weitesten nach Süden vorstoßende evangelische Gemeinde im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, in der heiß umstrittenen und durch den Abstimmungsieg 1920 zurückgewonnenen Kärntner Grenzmark.

Die Gemeinde, mit ihren fast 2000 Quadratkilometern nahezu ein Viertel von Kärnten umfassend, zerfällt geographisch in das zwischen hohen Bergen eingebettete, fruchtbare Lavanttal mit dem Hauptort Wolfsberg und in das von der Drau durchströmte, von zahlreichen kleinen Seen gezierte Abstimmungsgebiet um Dölkermarkt, das im Süden von den steilen Hängen der Karawanken, in die sich zuweilen noch Wolf und Bär verirren, gegen Südslowien abgeschlossen wird. Zu dem Gemeindegebiet gehören 61 Ortsgemeinden. Die Dichte der evangelischen Bevölkerung in den übrigen Gemeinden ist allerdings so gering, daß sie, während sie in ganz Kärnten fast 10 v. H. beträgt, hier kaum mehr als 1 v. H. erreicht. Wolfsberg-Dölkermarkt ist also eine Grenzland- und Diasporagemeinde, wie nur wenig andere.

Einstmals hat es auch hier im Kärntner Unterland ein blühendes evangelisches Leben gegeben; aber die Gegenreformation hat es für 250 Jahre vollständig vernichtet. Erst 70 Jahre nach dem Toleranzpatent begann es sich wieder leise zu regen. 1857 wurde in Wolfsberg eine Predigtstation gegründet, die von einer evangelischen Gräfin Henckel-Donnersmardk Kirchlein und Friedhof gestiftet erhielt. Acht Jahre später wurde Wolfsberg Tochtergemeinde der 1864 gegründeten Pfarrgemeinde Klagenfurt und blieb es bis Ende 1933. Im Jahre 1880 gab es im ganzen politischen Bezirk Wolfsberg erst 28 und im Bezirk Dölkermarkt 35 Seelen, 1930 waren es insgesamt gegen 500. Die beiden Klagenfurter Seelsorger waren außerstande, diese über das ganze Land, bis zu 90 Kilometer vom Pfarrort, entfernten und zum Teil in schwer zugänglichen Gräben oder auf den Bergen bis 2000 Meter hoch hausenden Gemeindeglieder ausreichend zu versorgen. Die immer dringlicher werdende Betreuung dieser verstreuten und vereinsamten Glaubensgenossen, der vor etwa zehn Jahren einsetzende Zuzug reichsdeutscher Siedler und deutscher Bauern aus Polen, die vom Kärntner Heimatbund im Unterland zur Stärkung der gefährdeten Sprachgrenze angesiedelt wurden, vor allem aber die immer deutlicher werdenden Anzeichen für eine kommende große Übertrittsbewegung zwangen zu ernstlichen Versuchen, hier eine selbständige Pfarre zu gründen. Die einsetzende Wirtschaftskrise schien jedoch alles wieder zunichte machen zu wollen. Kirchlein

und Friedhof waren in Wolfsberg wohl vorhanden, aber die übrigen Orte verfügten über nichts, nicht einmal über Altargeräte und Gesangbücher.

Da half zum erstenmal der Evangelische Bund, indem der Hauptverein Westfalen die Zusicherung eines regelmäßigen Gehaltszuschusses gab. Nun hielt im Herbst 1933 der erste Pfarrer der neuen Gemeinde in einem winzigen Holzhäuschen, das als Pfarrhaus gemietet wurde, in Wolfsberg seinen Einzug.

Inzwischen hatte die schon lange erwartete Übertrittsbewegung eingesetzt und noch im gleichen Jahr einen Zuwachs von 42 Seelen gebracht. Im nächsten Jahr stieg er auf 210, um dann 1935 auf 58 und 1936 auf 44 Seelen zu sinken. Doch selbst noch in dieser Höhe stellen diese Zahlen für hiesige Verhältnisse etwas ganz Ungewöhnliches dar; denn zumal in dem von fünf Klöstern geistig beherrschten Lavanttal hatte es früher kaum jemals vereinzelt Übertritte gegeben. Mit der Umkehrung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Reich und in Österreich hörte der Zustrom der Siedlungslustigen leider wieder auf; dafür aber zeigte es sich bei genauerer Erfassung aller Gemeindeglieder, daß ihre Zahl doch höher war, als man bisher angenommen hatte. Freilich handelte es sich bei diesen neuentdeckten „Geheimprotestanten“ vielfach um größtenteils unkirchliche Leute, die in ihrem ganzen Leben nie Gelegenheit gehabt hatten, an einem evangelischen Gottesdienst teilzunehmen, und deren Kinder ohne die geringste religiöse Unterweisung heranwuchsen. Mehrfach hatten sie ihre Kinder sogar vom katholischen Pfarrer taufen und in seine „Matriken“ eintragen lassen.

Nun galt es, die Aufhebung dieser ungesetzlichen Handlungen zu erwirken, die Leute an das kirchliche Leben zu gewöhnen und sich vor allem ihrer Kinder anzunehmen. So wurde ein Netz von Gottesdienst- und Unterrichtsstellen geschaffen. Zu den Predigtorten Dölkermarkt, Bleiburg und Eisenkappel kamen bald noch Bad St. Leonhard, St. Paul und Lavamünd, letzteres sowie Bleiburg und Eisenkappel unmittelbar an der südslowischen Grenze gelegen. Die Zahl der Unterrichtsstellen ist schwankend und beträgt gegenwärtig 14 mit zusammen 128 Schülern. Die Übertrittsbewegung und das durch fleißige Hausbesuche gesteigerte Interesse auch der fernstehenden machte bald auch eine Vermehrung von Gottesdiensten von etwa 30 vor der Gemeindegründung auf 122 im Jahre 1936 notwendig, die in Wolfsberg allsonntäglich, in Dölkermarkt vierzehntäglich und in den übrigen Orten etwa einmal im Monat gehalten wurden. Dazu kamen zahlreiche Familienabende, Lichtbilder- und andere Vorträge und in Wolfsberg auch regelmäßige Bibelstunden. Der Besuch dieser Veranstaltungen, der besonders in den Jahren 1934 und 1935 mit 50 bis 80 v. H. der Gemeindeglieder wohl weithin einzig dasteht, ist in der letzten Zeit zwar etwas zurückgegangen, aber immer noch weit besser als im Anfang. Ein weiteres Sinken ist nicht mehr zu erwarten, eher wieder ein Ansteigen. Daß dieser äußeren Entwicklung auch ein inneres Leben entspricht, beweist wohl die Teilnahme an den Abendmahlsfeiern, die in den letzten drei Jahren 60 bis 75 v. H. betrug.

Um die Gemeinde, die in der Breite bis 50 und in der Länge bis 100 Kilometer Ausdehnung hat, einigermaßen mit Gottesdiensten und Unterricht versorgen zu können, müssen monatlich durchschnittlich 1500 Kilometer zurückgelegt werden. Das ist schon rein zeitlich und physisch für einen einzelnen Menschen zu viel. Dazu kommt die besondere Betreuung der Neuprotestanten. Die Einstellung einer zweiten Kraft schien deshalb unerlässlich. Seit zweieinhalb Jahren haben wir einen vom Schlesischen Hauptverein des Evangelischen Bundes entsandten und besoldeten Vikar. Nun reisen beide Seelsorger und eine in Dölkermarkt stationierte Gemeindegewerter Tag für Tag landauf, landab, bei Regen und Sonnenschein, im Winter wie im Sommer, mit Eisenbahn, Autobus, Motorrad und Fahrrad, zu Fuß und bisweilen auch mit Bretteln durch die Gemeinde, um die Zerstreuten zu sammeln, den Armen zu helfen und den Vereinsamten das Evangelium zu verkündigen. Bald ist es ein Gasthauszimmer, bald ein Schulraum oder eine Privatwohnung, bisweilen auch eine Bergwiese, wo wir unsere Gottesdienste halten. Eigene Räumlichkeiten stehen uns ja, außer in Wolfsberg, noch nirgends zur Verfügung, und oft müssen wir uns nach einem neuen Dach umsehen, weil das alte uns nicht mehr beherbergen wollte.

Vor Jahresfrist gelang es uns endlich, dicht bei der Kirche ein Haus als Pfarrhaus käuflich zu erwerben, womit wir allerdings eine drückende Schuldenlast auf uns geladen haben. Dölkermarkt braucht dringend ein Gemeindehaus oder wenigstens ein bescheidenes Noth Kirchlein, aber wir haben hier bisher erst den Grund dafür erwerben können. Dazu kommen all die vielen kleinen Nöte, die eine junge Gemeinde durchmachen muß, in der noch alles im Werden ist. Ein schwerer Schlag war es, als der Pfarrer im Frühjahr 1935 wegen angeblich staatsfeindlicher Betätigung für vier Monate ins Gefängnis mußte. Was hätten wir in dieser Zeit ohne den vom Evangelischen Bund entsandten Vikar getan? Und wer würde nun den ganzen Religionsunterricht, der seither dem Pfarrer entzogen ist, erteilen, wenn wir den Vikar nicht hätten? Aber auch sonst könnten wir ihn nicht mehr missen, denn noch ist das ganze Gemeindeleben nicht genügend ausgebaut und gefestigt. Vor allem stellt uns die anhaltende und wahrscheinlich wieder zunehmende Übertrittsbewegung, die auch einen bedeutenden Zuwachs an Kindern bringt, vor immer neue Aufgaben. Die Unruhen des Jahres 1934 haben viel Not über die Gemeinde gebracht. Viele Gemeindeglieder verloren die Stelle und mußten zum Wanderstab greifen, andere wanderten in die Gefängnisse. Trotzdem blieb die Gemeinde bis heute unter allen Kärntner Gemeinden die am stärksten wachsende und hat nun schon fast das erste Tausend an Seelen erreicht, was gegenüber den Zahlen von 1880 einen Zuwachs um rund 1500 Prozent bedeutet.

So erleben wir hier die ganze Fülle der Diasporanot, aber auch ihren ganzen Reichtum, wie er sich in einer lebendigen, opferfreudigen Gemeinde in der Zerstreung offenbart.

Bericht des Oberlausitzer Hilfsausschusses über Böhmisches Kamnitz

Von Superintendent B o r n k a m m

Wie ganz Nordböhmen, so war Böhmisches Kamnitz um 1600 vollkommen evangelisch. Die heut katholische Stadtkirche war als evangelische Kirche erbaut worden. Die Gegenreformation vernichtete das evangelische Leben, wiewohl es bis 1672 dauerte, bis die Stadt wieder als rein katholisch erscheint, die heute mit ihrer berühmten Marienkapelle ein viel besuchter Wallfahrtsort ist.

Im Jahre 1901 rief die Los-von-Rom-Bewegung auch hier eine evangelische Predigtstation ins Leben, und zwar im Zusammenhang mit der unter herrnhutischem Einfluß entstandenen, 2½ Wegstunden entfernten Muttergemeinde Rosendorf. Der Vikariatsbezirk umfaßte die Orte Kamnitz, Benssen und Steinschönau, und es war die Aufgabe des in Kamnitz stationierten Vikars, diese Orte mit regelmäßigem Gottesdienst zu versehen und in ihnen wie auf der Unterrichtsstation Hillelmühle evangelischen Religionsunterricht zu erteilen. Die Besoldung des Vikars war bereits 1901 von dem mit kräftiger Hilfe einsetzenden Oberlausitzer Hilfsausschuß übernommen worden. Als dieser dazu nicht mehr recht imstande war, vor allem aber aus anderen Erwägungen heraus, blieb dann das Vikariat unbeseht, und die Versorgung wurde von dem Pfarrer von Rosendorf selbst übernommen. Das war bei den ausgedehnten Entfernungen aber nur dadurch möglich, daß erst ein dreirädriges und später ein normales Auto in den Dienst dieser Arbeit gestellt wurde, das freilich einem wechselvollen Schicksal unterworfen war!

Die Beziehungen zwischen dem Oberlausitzer Ausschuß und seinem Pflegling blieben nicht auf die geldliche Unterstützung beschränkt. Sie haben sich vor allem dadurch besonders herzlich gestaltet und haben darin ihren Höhepunkt gefunden, daß die gottesdienstliche Versorgung Jahre hindurch, als die Versorgung von Rosendorf aus sich als nicht mehr durchführbar erwies, vor allem durch Einsetzung Görlitzer Pfarrer geregelt wurde. Später wurde durch eine anderweitige Aufteilung des gesamten Sprengels unter Abzweigung von Steinschönau und Benssen die Betreuung wenigstens von Kamnitz durch Rosendorf aufs neue ermöglicht und in Angriff genommen.

Der Bestand der Gemeinde hat lange Zeit hindurch ziemlich stagniert. Wohl war sie in den Jahren 1901 bis 1914 von etwa 200 bis an 300 Seelen angewachsen, aber die innere Lebendigkeit ließ viel zu wünschen übrig und wurde bis in den Krieg hinein von Steinschönau übertroffen. Während des Krieges schrumpfte die Gemeinde durch den Wegzug reichsdeutscher Beamten usw. auf 130 Seelen zusammen. Nach dem Kriege setzte ein kräftigeres Wachstum ein, und es gefellten sich zu den wenigen wirklich Ge-

treuen neue wackere Männer, die den Bestand und das äußere und innere Wachstum der Gemeinde warm auf ihr Herz und kräftig in die Hand nahmen. Ende 1935 zählte Kamnitz, das inzwischen aus einer Predigtstation zur Zweiggemeinde von Rosendorf geworden war, bereits wieder 300 und heute 364 Seelen. Die Beziehungen zum Oberlausitzer Ausschuß konnten vor allem auch deshalb nicht mehr so kräftig gepflegt werden, weil seine Hauptvertreter durch erhöhten Dienst in ihrer Heimatkirche wachsend in Anspruch genommen wurden. Zur Zeit beschränkt sich der Ausschuß darauf, dem Pfarrer von Rosendorf einen Gehaltszuschuß in Höhe von etwa 500 RM. zu zahlen.

Wie überall, war auch in Kamnitz die Kirchbaufrage ein Gegenstand des Interesses und hat ein gut Teil schmerzlicher Entfagung umschlossen, bis sie dann eine über alles Erwartungen schöne Lösung fand. Schon der erste Vikar hatte der Gemeinde einen prächtig gelegenen Kirchbauplatz gesichert, der aber, fast drei Jahrzehnte ungebaut, nur immer von ungehobenen Sorgen erzählen konnte. Die Gottesdienste im Gasthausaal mit den typischen, der Würde des Gottesdienstes höhnsprechenden Merkmalen haben die Sehnsucht nach dem eigenen Gotteshause wachgehalten. Vor allem durch die kräftige Förderung des Gustav-Adolf-Vereins war 1930 die schöne Christuskirche fertiggestellt. Die Verbundenheit mit der Oberlausitz fand jetzt noch wieder einen besonders schönen Ausdruck darin, daß der Unterzeichnete der Gemeinde die Einweihungspredigt für ihr Gotteshaus halten und ihr das Wort der Verheißung sagen durfte: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“

Eine besondere Förderung erfuhr die Gemeinde durch die Leitung der Evangelischen Kirche in der Tschechoslowakei dadurch, daß Böhmisches Kamnitz zum Wohnsitz ihres „Singepfarrers“ für die gesamte Landeskirche gemacht und dieser zugleich mit der Vikarstätigkeit für Kamnitz betraut wurde. Nun hat in dieser Gemeinde ein kräftiges Zeugnis zur Ehre Gottes vor allem durch die Pflege des reformatorischen Chorals und der musica sacra überhaupt anheben dürfen. Mag freilich Kamnitz zur Zeit noch besonders schwer von der sudetendeutschen Not und Arbeitslosigkeit betroffen sein, die Gemeinde hofft doch, in Bälde die noch vorhandene Schuldenlast abstoßen zu können und durch eine Orgel an Stelle ihres alten Harmoniums einen neuen Antrieb zum Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn zu erhalten. Gebe Gott, daß die Gemeinde mit ihrem Christuskirchlein eine Stätte bleibt, da Gottes Ehre mit Wort und Tat und Lied gepriesen wird.

